

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339287](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339287)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Kredit ist Geld.

Wäre schon recht, meint der Nachbar, aber wie kommt ein unbemittelter Mann zu Kredit? — Will dir einen Wink, einen guten Rath geben; mach's wie der Tuchmacher Keller es einmal auf der Leipziger Messe gemacht hat.

Dieser Tuchmacher Keller ist ein reicher Tuchfabrikant worden, und als er aus der Fremde gekommen und ein eigen Tuchgeschäft angefangen hat, waren's 1000 Thaler (etwa 4000 Franken), was er mit Allem und Allem im Vermögen hatte. Aber was meint man, als junger, gesunder Bursch, mit tausend Thalern nicht Alles auszurichten!

Zum Tuchmachen braucht's Wolle, und die kaufte man am besten in Leipzig. Also geht unser junger Meister mit einem Kreditbriefe auf das Leipziger Haus Frege und Compagnie auf die Messe, und der alte Herr Frege schreibt den neuen Geschäftsfreund ins große Buch und wünscht ihm Glück. Aber bald sieht Keller ein, daß Wolle für 1000 Thaler nahe zusammengeht. Doch, besser ein Spaz in der Hand als eine Taube auf dem Dach. Er kauft eine Parthie Wolle und holt bei Frege seine 1000 Thaler; der sagt: „Lieber Herr Keller, es ist gerade recht, daß Sie kommen; wußte nicht, wo sie logiren und möchte Sie doch auf morgen zum Mittagessen einladen. Sie finden große Gesellschaft.“

Keller wußte wohl, warum er Herrn Frege sein Logis nicht geoffenbart. Er hatte, wie eben dem, sein Absteigequartier auf der Tuchmacher Herberge genommen, sintemal dort wohlfeil zu leben war. Der Eingeladene zieht nur Kundenschaft ein, wie's beim Essen eines solchen Herrn her- und zugehen! — Und als es am andern Tag gegen Mittag ging, resolvirt sich Keller schnell, kauft in einem Fleischerladen eine Wurst für zwei Groschen und für sechs Pfennige Brod bei einem Bäcker, steckt's in die Tasche und geht vor's Thor ins sogenannte Rosenthal. Alldorten setzt er sich auf eine Bank, schneidet seine Wurst

in sechs Theile und sagt: „Das ist jetzt meine Suppe, Fleisch, Zugemüse, Fische, Braten und Salat.“ Und wie er in allem Werk ist und denkt, es könne ihm drinnen bei Frege nicht besser schmecken, reitet ein Herr auf einem Braunen daher. Keller meint, es werde einer von denen sein, welche sich zuerst durch einen Ritt Appetit machen müssen, und während er so denkt, kommt ihm der Reiter ganz nahe und hält an. Es ist Herr Frege selbst. In seiner Angst läßt der gute Tuchmacher das letzte Stück Wurst fallen, wickelt schnell das Papier zusammen, steht auf, will etwas sagen und weiß nicht was.

„Ei, Herr Keller,“ sagt der Herr Frege, „was machen Sie da? glauben Sie vielleicht es gebe bei mir nicht genug zu essen?“

Keller denkt: „Was soll ich auf diese Frage zur Antwort geben? Am Besten ist's, ich bleibe bei der Wahrheit.“ Daher sagt er also, es möchte sich bei ihm, als jungem Anfänger, nicht austragen, gegen zwei Thaler Trinkgeld zu geben, und so und so. Auch habe er sich vorgenommen, heute Abend oder morgen in der Frühe seine Entschuldigung anzubringen. Da lacht der Kaufherr laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie jedenfalls thun, sonst werde ich böß. Ich erwarte Sie um fünf Uhr unfehlbar. Wünsche gesegnete Mahlzeit!“ Und fort eilt er.

Da steht Keller jetzt und muß ein Weilchen sich besinnen, ehe er zu einem rechten Gedanken kommt. Endlich meint er: „Ho, freffen wird er mich nicht; wird um fünf Uhr noch genug haben vom Mittag her!“

Wie's also fünfe geschlagen, geht Keller hin; man weiß ihn ins Comptoir. Herr Frege kommt dem Eintretenden freundlich entgegen, führt ihn ins Kabinetten und spricht: „Lieber Herr Keller, Sie haben zehntausend Thaler Kredit bei mir, und wenn Sie mehr, wenn Sie das Doppelte brauchen, so bin ich Ihr Mann.“ — Keller sagt: „Sie irren sich, Herr Frege, ich habe nur für tausend Thaler Kredit bei Ihnen.“ Aber Herr Frege antwortet kurz und scharf: „Sie haben's jetzt schon gehört und es bleibt bei dem, was ich gesagt. Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heute Abend speisen Sie ganz allein bei meiner Familie.“

Und so geschah es auch; und was gar schön ist, Herr Frege hat den Tuchmacher nicht beschämt und von seinem Mittagessen im Rosen-

rthal der Frau nichts erzählt. Also ist der spar-same Keller ein reicher Tuchfabrikant geworden, und jedesmal, wenn er nach Leipzig gekommen ist, hat er bei Herrn Frege zu Abend essen müssen und ist am Ende noch Wurst aufgetragen worden.

Merke: Es thut nicht gut, wenn junge An-fänger hoch fliegen, ehe ihnen die Federn stark genug gewachsen sind. Unten herauf ist besser und weniger gefährlich, als von oben hinunter.

Die beiden Brüder.

(Einfach und treu nach Gerichtsakten erzählt.)

Zwei Brüder, Joseph und Karl Hurz, be-saßen selbänder eine Fabrik in Leobersdorf, un-weit Wien, eine andere, von Spiegelrahmen, in der Allservorstadt, und hatten außerdem noch eine Niederlage in der Bischofsgasse, im Innern der Stadt Wien, woselbst man sich Muster von fertigen Spiegelrahmen ansehen und Bestellungen machen konnte. Sie hatten ihr Geschäft so abgetheilt, daß Joseph Hurz die Fabrik in Leo-berstdorf, Karl Hurz die in der Allservorstadt leitete. Den Dienst und die Aufsicht in der Nie-derlage im Innern der Stadt hatte ein junger Mensch von zwanzig Jahren, Johann Schmidt geheiß. Schon als vierzehnjähriger Knabe war er als Lehrling zu den Gebrüdern Hurz gekom-men. Dem Joseph gefiel er gleich von allem An-fang an nicht sonderlich, und mehr als einmal wollte er ihn verabschieden, weil er Unrechtes an ihm gemerkt hatte; Bruder Karl aber sprach immer wieder ein Wort zu Gunsten des Kna-ben, mit dem er häufiger in Verkehr stand, als Bruder Joseph. Der Junge hatte sich bei Karl so sehr einzuschmeicheln gewußt und seine Gut-müthigkeit so sehr benützt, daß er sich seiner auch dann noch annahm, als nach und nach verschiedene Unterschleife entdeckt wurden, die der listige Schmidt sich hatte zu Schulden kom-men lassen. Karl dachte, der leichtsinnige Bur-sche werde durch solche Nachsicht am Ende schon noch auf den rechten Weg gebracht werden. End-lich aber mußte er doch daran verzweifeln, und als er vollends gar dahinter kam, daß Schmidt für vierhundert Gulden Waaren aus dem Ma-gazin heimlich verkauft, das Geld unterschlagen, und, um den schlechten Streich zu vertuschen, das Kassenbuch gefälscht hatte, da war es an dem, daß auch er seine Hand von dem unver-besserlichen Menschen abzuziehen und der Strenge seines Bruders Joseph nicht ferner entgegenzu-

treten dachte, falls er den betrügerischen Hand-lungsdiener der gerechten Strafe überantworten wollte.

Im Monat März des Jahres 1859, also kurz vor dem Ausbruche des Kriegs in Italien, hatte das Haus Hurz große Zahlungen zu machen. Am 12ten ging Karl zu seinem Bruder nach Leo-berstdorf und besprach die Sache mit ihm. Am 14ten kehrte er nach Wien zurück, kassirte Wech-sel ein und brachte eine Summe von siebentauf-send Gulden zusammen, die mit den fünftausend, welche in der Kasse der Allservorstadt lagen, zu den Zahlungen verwendet werden sollte. Gegen sieben Uhr Abends begab er sich mit den sieben-tausend Gulden in das Magazin der Bischofs-gasse.

Selbigen Abend kam Karl Hurz nicht nach Hause. Man glaubte, er sei wieder zu seinem Bruder nach Leobersdorf gegangen. Als er jedoch mit dem ersten und zweiten Bahnzug nicht zu-rückkam, wurde, der fälligen Zahlungen wegen, nach Leobersdorf telegraphirt. Joseph Hurz kam gleich mit dem nächsten Eisenbahnzug nach Wien; sein Bruder war nicht bei ihm gewesen. Karl war und blieb spurlos verschwunden.

Jedermann glaubte nun nicht anders, als daß er mit den siebentausend Gulden sich nach Amerika auf und davon gemacht habe, wie das in neuerer Zeit so Mode geworden unter den Geldleuten. Joseph allein konnte seinen Bruder Karl keiner solchen Niederträchtigkeit fähig hal-ten, denn er kannte seine Redlichkeit allzu gut. Er schwor sich hoch und theuer, sein Bruder sei ein Ehrenmann, der keinen schlechten Streich begehen könne; bis heute, bis in sein neunund-zwanzigstes Jahr, habe er sich immer als Wie-dermann bewiesen. Auch waren ja die fünftaus-ent Gulden noch unverfehrt in der Kasse der Fabrik in der Allservorstadt; diese hätte sein Bru-der nicht zurückgelassen, wenn er mit dem Geld hätte durchgehen wollen. Eben so fehlte nichts von Karls Kleidern und Weißzeug, als das was er eben auf dem Leibe getragen, und in seinem Vult fanden sich noch allerlei Dinge von Werth: Uhrkette, Vorstecknadeln und Ringe, sogar die Brieftasche, dieser nöthige Begleiter auf der Reise.

Umsonst! Man achtete nicht auf Joseph's triftige Gründe, und blieb dabei, der Karl sei mit dem Gelde heimlich fort, und er wurde so-gar, als zahlungsflüchtig, mit Steckbriefen verfolgt. Am allerwenigsten wollte man Joseph's Verdacht gelten lassen, daß sein Bruder ermor-det worden, und zwar von keinem andern, als

von dem Johann Schmidt. Das sei so eine Meinung, hieß es, die gar keinen Grund habe.

Aber Joseph verhartete fest auf seinem Glauben, und damit er den ihm so verdächtigen Schmidt nicht aus den Augen verliere, behielt er ihn sogar in seinem Dienst, und that als denke er gar nichts Arges von ihm. Zu vertrauten Freunden aber sagte er: „Den Schmidt spar ich mir auf.“

Das Jahr 1860 kam in's Land, ohne daß man eine Spur von dem Verschwundenen entdeckte. Im Spätherbst fragte einmal ein Polizeibeamter den Joseph Hurz auf der Jagd, ob er noch Nichts von seinem Bruder erfahre. Er konnte nur mit Nein antworten. Johann Schmidt's hinsichtlich, wollten Manche finden, daß er ein flotteres Leben führe, als solches in dem theueren Wien einem jungen Handlungsdiener mit bescheidenem Gehalt gezieme. Uebrigens gab Niemand sich die Mühe, weiter darauf zu achten, denn der Krieg in Italien und seine Folgen nahmen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und unter solchen Umständen vergißt sich wohl die Nachfrage, wo solch ein Leichtfuß von Labendiener das Geld hernimmt zu seinen Lustbarkeiten.

Der Johann Schmidt hatte auch eine Braut, Magdalena Bichl mit Namen. Ihr Vater, der Badediener in dem bei Wien gelegenen Kurort Baden war, wollte von einer Heirath seiner Tochter mit dem jungen Menschen nichts wissen, duldete aber doch seine Besuche und ging manchmal sogar mit ihm in's Wirthshaus, wo sie gewöhnlich Streit mit einander bekamen. Als dieß im vorigen Sommer auch wieder einmal der Fall gewesen, stürzte der Alte unversehens in den Keller und wurde todt aufgehoben. Die Tochter zog schwarze Kleider an, und als Neujahr vorüber war, ließ sie sich mit Johann Schmidt amtlich aufbieten.

Es war just zwischen dem ersten und zweiten Aufgebot, als am 20. Jänner 1860, zu Rzeszow, in Oesterreichisch-Polen, ein Schlosser in die Niederlage des Expeditions- und Handelshauses Reich und Krauß geholt wurde, um einen Koffer zu öffnen, aus dem ein entsetzlicher Gestank hervorbrang, und das ganze Magazin zu verpestern drohte. Der Koffer sollte Porzellan und sonstige feine Waaren enthalten, und war am 27. März 1859, von Prag, Böhmens Hauptstadt, aus, in Rzeszow angekommen und vom Handels Hause Reich und Krauß an ein anderes Haus in Lemberg, der Hauptstadt von Galizien, spedirt worden, von wo er einem gewissen Jo-

achim Poppe, in Przemiślany, zugehen sollte. Als aber, trotz wiederholter Anzeige, kein Joachim Poppe sich meldete, auch keine Weisung kam, was mit dem Frachtgut weiter geschehen sollte, und darüber Neujahr herankam, hatte es das Lemberger Haus wieder an den Speditior in Rzeszow zurückgehen lassen. Und als nun der Koffer hier geöffnet wurde, fand man einen halbverwesten Leichnam, ein Waschbecken und ein blutiges Handtuch darin. Man sah nach den Frachtbriefen, und da ergab sich's, daß der Koffer am 15. März 1859 von Wien nach Prag abgegangen war. Am Tage vorher war Karl Hurz in Wien verschwunden.

Zufällig bekam derselbe Polizeibeamte mit der Sache zu thun, der im Spätherbst den Joseph Hurz nach seinem Bruder gefragt hatte. Er ahnte gleich, wie die Sache zusammenhängen möge, als er das Datum des Frachtbriefes las, und schickte alsbald nach Joseph. Dieser kommt, erkennt an dem Frachtbrief augenblicklich die Handschrift Schmidt's, und in der verwesten Leiche, an der Wäsche und an den goldenen Hemdenknöpfchen, seinen unglücklichen Bruder Karl!

Da konnte kein Zweifel obwalten: Schmidt war der Mörder seines gütigen Herrn geworden. Er wurde sogleich verhaftet, mit ihm seine leichtsinnige Braut und deren Schwester.

Wiewohl Schmidt lange verstockt läugnete und die Mordthat auf einen ungewissen Dritten schieben wollte, lag doch der ganze Hergang und seine Berruchtheit bald klar am Tage. Er hatte den beklagenswerthen Karl, der kurz vorher seine Veruntreuung entdeckt und nicht mehr Willens schien, ferner ihn in Schutz zu nehmen, mit einer eisernen Sperrflange meuchlings von hinten erschlagen, während derselbe sorglos am Pulste saß und das einkassirte Geld zählte. Hierauf schloß er das Magazin ab, drehte die Gasflamme aus und ging durch die Hintertür fort, um in einem Nachbarshause den Koffer zu kaufen, um den er schon einige Tage vorher gehandelt hatte, ein Beweis, daß er die schändliche That schon längst im Schilde geführt. Er ließ den Koffer vor der Thür abstellen, ebenso einen Kübel voll Wasser, zu einem Fußbad, wie er vorgab, in Wahrheit aber, um das Blut seines Opfers am Boden wegzuwaschen. Den Leichnam zwängte er in den Koffer, wie auch das Becken, in welchem er zuerst seine blutigen Mörderhände gewaschen, und das Handtuch, das ihm zum Abtrocknen gedient. Ueber die noch nicht ganz verwischte Blutspur goß er einen Topf voll Gold-

lack aus, womit die Spiegelrahmen Glanz erhalten, ließ diesen sodann, sammt dem Rest der Blutspuren, von einem fremden Weibe wieder wegwaschen und schickte den Koffer mit einem Frachtbrief nach der Eisenbahn und von dort, als Eilgut, nach Prag, unter der Adresse an Joachim Poppe. Nach einigen Tagen schrieb er, unter dem Namen Joachim Poppe, an die Bahndirektion in Prag, man möge den Koffer, als Frachtgut, unter seiner Adresse nach Przemislany, in Galizien, schicken. Dieser Brief war vom 19. März. Er hatte im Sinn, den Koffer aus Galizien über die russische Grenze schmuggeln zu lassen; allein sein Plan scheiterte.

So war's denn herausgestellt, daß der arme Karl Hurz durch den nämlichen Buben, den er immer beschützt, vertheidigt und gehalten hatte, schändlich um's Leben gebracht und so ein Opfer seiner eigenen Großmuth und Güte geworden war. Jetzt aber verwich auch zum mindesten der Verdacht der Unredlichkeit, der so unverdienter Weise auf ihm gelastet, und seinem Bruder Joseph nicht wenig geschadet hatte in seinem Geschäftsverkehr.

Johann Schmidt, der elende Mörder, wurde zum Tode verurtheilt, diese Strafe jedoch, seiner Jugend wegen, in lebenslange schwere Zwangsarbeit verwandelt. Auch seine niederträchtige Braut erhielt Gefängnißstrafe; sie hatte um die blutige, schreckliche That gewußt, und gleich nach derselben einen Theil des Raubes als Geschenk von ihm angenommen.

„Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses.“

Es ist kein Faden so fein gesponnen,
Er kommt doch endlich an die Sonnen!

Die vereinsamte Giche.

Mittheilung eines achtzigjährigen Dorfschulmeisters.
(Mit einer Abbildung.)

Verseze dich, lieber Leser, in Gedanken mit mir zurück in das verhängnißvolle Jahr 1813, das dem Rückzuge des französischen Heeres aus Rußlands öden und kahlen Steppen folgte. Wir sind in der Mitte des Monats Oktober, am Vortage der Leipziger Völkerschlacht, die durch den Kampf bei Wachau eingeleitet worden, und ringsum in den sächsischen Dörfern herrschten Noth und Verwüstung und Schrecken.

Das Dorf, in welchem ich dazumal die bescheidene Stelle eines Dorfschulmeisters bekleidete, hatte das Glück, obgleich in der Nähe des Schlachtfeldes gelegen, den Verheerungen des

Krieges weniger ausgesetzt zu sein. Unfre Hauptbeschwerden waren Einquartierung und Lieferungen; letztere leerten endlich Küche, Scheuer und Stall dergestalt, daß wir selbst nicht mehr viel zu beißen und zu krachen hatten. Aber das geht nun einmal nicht anders zu im schrecklichen Kriege!

Es war in der frühen Morgenstunde des 17. Oktober; ich hatte mich eben mit meiner lieben Frau und den lieben Kindern um eine Schüssel voll Mehlsuppe, unser gemeinschaftliches Frühstück, gesetzt, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein österreichischer Unteroffizier eintrat. Mein erster Blick fiel auf den Kriegsmann, der zweite dagegen auf die Suppenschüssel, denn mir bangte, der fremde Ankömmling werde sich ohne weiters zu Gast laden; doch dem war nicht also. Militärisch grüßend, in strammer Haltung, griff der Oesterreicher, wie wenn er vor einem Vorgesetzten stände, an seinen Tschako.

„Sind Sie der Ortsgewissliche?“ redete er mich fragend an.

Der Ortsgewissliche war ich nun aber nicht, denn mein Dorf gehörte als Filial zu dem etwa eine Stunde entfernten Städtchen, woselbst auch der Pfarrer wohnte; darum erklärte ich dem Unteroffizier, ich sei nur Cantor, Schullehrer und Organist, und kein Geistlicher wäre hier zu finden.

„Gleichviel, Herr Cantor,“ meinte der Soldat; „ich habe Befehl, einen zur Priesterschaft gehörigen Herrn nach dem Hauptquartier zu holen. Er soll dort einem gefangenen Spion die letzten Tröstungen spenden.“

„Einem Spion?“ wiederholte ich betroffen. „Befindet sich denn kein Feldprediger beim Heer?“

„Viele sind deren vorhanden,“ lautete die Antwort, „aber sie gehören der katholischen Religion an, und der Spion ist Protestant. Also vorwärts, Herr Cantor, begleiten sie mich; wir haben nicht weit!“

Eine Weigerung wäre hier offenbar vergeblich gewesen, und so zog ich denn meinen Rock an, setzte den Hut auf, ergriff Bibel und Gesangbuch und verließ, nach herzlichem Abschied von Weib und Kind, ziemlich bekommen das Schulhaus. Vor der Thür hielt ein anderer österreichischer Reiter, mit zwei lebigen Pferden am Zügel.

„Steigen Sie auf, Herr Cantor!“ befahl der Unteroffizier. Ich wollte eben, wegen meiner Ungeschicklichkeit im Reiten, Widerspruch einlegen, als der barsche Kriegsmann rasch meinen Fuß ergriff, ihn in den Steigbügel hob und durch einen kräftigen Schwung meine ganze

Person in den Sattel beförderte. Die beiden Reiter nahmen mich in ihre Mitte und so ging's in kurzem Trab zum Dorfe hinaus, hinein in das laute, kriegerische Gewühl das uns bald umgab.

Kaum eine Viertelstunde von meinem Dorfe befand sich eine auf zwei Seiten von Waldung umrahmte Wiese, neben welcher in vielen Bindungen ein kleiner Fluß sich hinschlängelte, an dessen Ufern, ganz allein und vereinsamt, eine alte, mächtige Eiche stand. Als wir hier angelangt waren, hieß der Unteroffizier mich absteigen, und in seinem Geleite schritt ich einer Gruppe reich uniformirter und mit Orden geschmückter Offiziere entgegen, von denen der Vornehmste mir einige Schritte entgegentrat und meinen ehrerbietigen Gruß durch freundliches Kopfnicken erwiderte. Wer's gewesen, das blieb mir unbekannt.

„Sie sollen einen französischen Spion zum Tode vorbereiten,“ sagte der General; „in einer Stunde wird er erschossen.“ Dabei wies er mit der Hand nach dem alten Eichbaum, an dem ich, von Soldaten umgeben, einen blassen Mann in bürgerlicher Kleidung gewahrte.

„Aber, Excellenz, ich bin nur Schulmeister!“ bemerkte ich nicht ohne Zagen.

„Ein solcher ist auch Religionslehrer! Vollziehen Sie Ihre Pflicht!“ antwortete kurz der Befehlshaber und schritt wieder in den Kreis der Offiziere zurück.

Was blieb mir da zu thun übrig? Ich mußte mich, übel oder wohl, mit Ergebung drein fügen, und nahete mich der alten, vereinsamten Eiche, wo der Gefangene meiner harrete. Die Soldaten traten zurück und der Unglückliche begrüßte mich mit schmerzlichem Lächeln.

Vorerst erzählte er mir seine Lebensgeschichte. Er war ein Handelsmann aus Schlessien, der, durch den Krieg zu Grunde gerichtet, den Plan faßte, sich durch den Krieg auch wieder zu bereichern. Als Hausirer verkappt, hatte er den Franzosen und den gegen sie verbündeten Armeen, wer eben am besten bezahlte, als Spion gebient und war in der Morgenfrühe dieses Tages gefangen worden, als er mit verfänglichen Papieren im Doppelboden seines Kramkassens durch die Waldung nach dem französischen Hauptquartier sich hindurchschleichen wollte. Oesterreichische Husaren hatten ihn ertappt, als er fast schon in Sicherheit war. Durch des Mannes Bestürzung und Widersprüche gegründeten Argwohn faßend, brachten sie ihn in ihr Hauptquartier, wo eine genaue, pünktliche

Untersuchung alsbald die Wahrheit entdeckte.

Der Gefangene war gefaßt. Ich verwies ihn, so gut ich's vermochte, auf Gottes ewige Güte, die oft Handlungen der Menschen, welche hienieden als Verbrechen gelten, nicht als solche betrachten und bestrafen werde, und tröstete ihn mit Schriftworten und nach den Eingebungen meines eigenen Herzens, also daß mir selbst vor Rührung die hellen Thränen über die Wangen flossen. Er betete mit aller Innigkeit und Wärme eines von Frömmigkeit durchdrungenen Gemüths, und sogar als der Profosz oder Gerichtsvollstrecker sich näherte und eine Abtheilung Soldaten, kaum zwölf Schritte von uns, aufmarschirten, veränderten seine Züge sich nicht im Geringsten. Jetzt kniete er nieder und bat um meinen Segen.

Die bewilligte Stunde war vorüber und ein kurzer, scharfer Trommelschlag, der mir durch Mark und Bein fuhr, gab das Zeichen zur Hinrichtung. Die Soldaten bildeten ein Viereck, dessen vordere Seite, nach dem Eichbaum hin, offen blieb, und in welches die hohen Offiziere mit einem Auditor, dem kriegsgerichtlichen Beamten, traten. Der Unglückliche hatte sich vom letzten Gebet erhoben und wurde nun durch den Profosz der Offiziersgruppe auf einige Schritte geführt. Voran stand der Auditor, um dem Schuldigen, der Form gemäß, nochmals das vom Kriegsgericht gefällte Urtheil vorzulesen, das, in ergreifender Kürze, also lautete:

„Nachdem Georg Konrad, aus Schlessien, des Einverständnisses mit dem Feinde der alliirten Armee überwiesen worden und dasselbe nachgehends auch freiwillig zugestanden hat, so wird er von dem zu diesem Zwecke niedergesetzten Kriegsgericht zum Tode durch Erschießen verurtheilt und das Erkenntniß eine Stunde nachher an ihm vollzogen.“

Die Offiziere sammt dem Auditor verließen das Viereck, der Profosz aber nahm den Verurtheilten beim Arme und führte ihn bis zur Eiche. Hier zog er ein Tuch aus der Tasche und forderte ihn auf niederzuknieen. Der Schlessier wendete sich noch ein Mal zu mir; ich war an seiner Seite geblieben.

„An Sie, Herr Cantor,“ sagte er, „habe ich noch eine Bitte; es soll meine letzte sein. Schreiben Sie meiner Frau und meinen armen, lieben Kindern, daß ihr Gatte und Vater nie wieder heimkehren wird, und seinen letzten Segen ihnen schickt! Hier sind zehn Goldstücke, der ganze Lohn den ich mit meinem gefährlichen Treiben erworben, und hier ist meine Uhr, und da, ach,

der Trauring! Senden Sie das Alles an die Meinigen; Sie kennen Namen und Wohnort, und schreiben Sie ihnen zugleich meinen herzlichsten Abschiedsgruß!"

Er übergab mir all die Gegenstände, und mit thränendem Auge versprach ich, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Er reichte mir die Hand zum Abschied. Es war ein tieferschütternder Augenblick, und ich bemerkte, daß selbst im Kampf ergraute Soldaten sich die nassen Augen trockneten!

Der Verurtheilte kniete unter der Eiche nieder, und während der Profos ihm das Tuch um die Augen band, sprach ich laut ein Gebet.

Das Kommando ertönte; der Profos und ich traten abseits. „Zum Feuern fertig! Schlagt an!“ also klang's herzdurchschneidend.

Der Hand des Offiziers entsank, als Todeszeichen, ein weißes Tuch. Sechs Schüsse krachten und der unglückliche Spion stürzte mit einem leisen Schrei nach vorn über. — Sein Schicksal hatte sich erfüllt! (Siehe die Abbildung.)

Der Herbst des Jahres 1814 neigte sich seinem Ende zu und ein recht kalter Wind begann bereits über die Stoppeln zu streichen, als eines Abends leise an meine Thür gepocht wurde, so leis und ängstlich, daß ich merkte, es geschehe von einer fremden, meiner Nachbarschaft keineswegs angehörenden Hand. Ich hatte mich nicht geirrt, denn als meine Tochter die Thür öffnete, stand draußen eine uns gänzlich unbekannte Frau, mit einem etwa sechsjährigen Mädchen an der Hand.

„Ist der Herr Cantor daheim?“ fragte schüchtern eine weiche, zitternde Stimme, in schlesischer Mundart.

Meine Tochter bejahte und bat die Fremde ins Zimmer zu treten.

Es war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, mit feinen, bleichen Zügen und in tiefe Trauer gekleidet. Ich stand auf und schritt den Eintretenden entgegen.

„Herr Cantor,“ sagte die Fremde, „ich bin die Frau des unglücklichen Mannes, dem Sie helfend in der Sterbestunde zur Seite standen, und dieses Mädchen ist sein einziges mir gebliebenes Kind. —“ Nicht ohne Befangenheit schaute ich die Frau schweigend an, und sie fuhr fort: „Sie verstehen mich vermuthlich nicht? Nun denn, ich bin die Gattin des Spions, den die Oesterreicher am 17. Oktober 1813 erschossen, und komme hieher um die Ruhestätte des un-

glücklichen zu besuchen, der, um seiner Familie willen, in Jammer und schmachlichen Tod gezogen!“

Unsre Theilnahme für die Wittve und ihr Töchterlein kam aus den mitleidigsten Herzen, und wir hießen sie aufrichtig willkommen. Meine liebe, wackere, jetzt schon seit vielen Jahren heimgegangene Gattin, schaffte das Beste herbei, was Küche und Keller vermochte, und Mutter und Kind mußten sich's bequem machen, als wären sie daheim. Nachdem die müde Kleine zu Bette gebracht worden, da erzählte die unglückliche Frau, wie im letzten Frühjahr drei ihrer Kinder dem damals herrschenden Nervenfieber erlegen, und ihre eigene Gesundheit gänzlich zerrüttet worden sei. Der Wunsch aber, vor ihrem Tode noch das Grab des hingeopferten Gatten zu sehen, habe ihr Stärkung gegeben zur weiten, beschwerlichen Reise. Die Goldstücke, welche der sterbende Gatte durch mich ihr übersendet, hatte sie zurückgelegt als Mittel zur Erfüllung einer heiligen Pflicht.

Am nächsten Morgen führte ich die arme Frau und ihr Kind nach dem schon von Gras und Rankengewächsen überwucherten Grabe. Sie weinte bittere Thränen und ließ sich alle einzelnen Umstände bei der Hinrichtung und jedes Wort, das der Verurtheilte gesprochen, wiederholen. Nachdem wir heimgekehrt waren, sank sie in Ohnmacht. Die beklagenswerthe Frau war durch die Spannkraft ihres Geistes nur so lange aufrecht erhalten worden, bis sie ihren letzten Wunsch erfüllt sah; jetzt sank sie zusammen unter der Last ihres tiefen Grams, ohne Macht sich wieder aufzuraffen.

Gott weiß, ich und meine selige Frau haben an der Unglücklichen als barmherzige Samariter gehandelt. Drei Wochen lang lag sie am Nervenfieber darnieder, und wir haben sie gepflegt Tag und Nacht, aber wir konnten dem Tod seine Beute nicht streitig machen. Sie starb sanft und schmerzlos und fand ihr Grab auf unserm Friedhofe, links vom Eingange zur Kirche, woselbst ein schmuckloser Stein ihren Namen und Lobestag nennt.

Gleichwie der Wittve Schicksal allgemeine Theilnahme erregt hatte, so war's auch mit der armen, kleinen Waise, die nun ganz mutterseelenallein unter fremden Menschen und in fremdem Lande lebte. Aber schon am Tage nach dem Begräbniß der Mutter kam ein wohlhabender Bauer unsres Dorfes, Heinold mit Namen, zu mir, und sagte, daß er und seine Frau geneigt wären die kleine Schlesierin an

seiner Familie
 icken Tod ge
 treue und ih
 ysten Jergen
 mmen. Mein
 hren heim
 ich habe, was
 d. Mutter und
 ich miran
 meine y. Bitte
 e unwillig
 rei über An
 renfeder ein
 gänglich ge
 der, vor ihm
 vierten Gatt
 den zur weite
 schickt, wels
 ihr überende
 zur Erfüllung

 die arme Fra
 von Gnad an
 m Grabe. Si
 h sich alle
 tung und jeh
 ruden, wiede
 waren, sah si
 erste Frau na
 hst nur so lang
 sie ihren letz
 e zusammen
 ohne Nachr

 eige Frau hat
 eige Samarit
 og sie am Ne
 oben sie gepf
 nnten dem Lo
 a. Sie furd sat
 Grab auf unse
 re zur Kirche, w
 ihren Namen

 schiel allgeme
 mar's auch
 nun ganz m
 Menschen un
 schon am Lu
 ter kam ein
 s, Spind
 dag er und
 re Schifarin



Die vereinsame Gide.

Kindesstatt anzunehmen, um Gottes und ihres kürzlich verstorbenen, auch sechsjährigen Tochterleins willen. Der Entschluß der guten Heinolds erfüllte mein Herz mit Freude. Der Herr Pfarrer, dem ich die Sache sofort mittheilte, schrieb an die Heimathsbehörde der Verstorbenen; die nöthigen Schriften kamen an und bald war Alles in Ordnung. Die kleine Beatrix wurde Heinolds Pfliegerochter, und ich muß den braven Leuten noch im Grabe nachsagen, daß sie den Pfliegling mit gleicher Güte und Liebe behandelten, wie den eigenen einzigen Sohn.

Beatrix war ein liebliches, reizendes Kind, doch in dem zarten, feinen Körper wohnte ein seltsamer Geist. Acht Jahre lang ist sie meine Schülerin gewesen, und während dieser ganzen Zeit hab ich kaum einige Male Grund gehabt, Fehler oder Unarten an ihr zu rügen. Still und sinnig zeichnete das Kind sich durch Fleiß und Ordnung aus, blieb aber fern von den heiteren Spielen ihrer Altersgenossinnen, und so kam es, daß diese eine förmliche Scheu vor dem fremden Mädchen empfanden, und die Tochter des Spions, oder, wie man sie auch nannte: „Heinolds schlesische Beatrix,“ förmlich gemieden wurde. Das Kind schien diese Zurücksetzung nicht zu empfinden. Sie half der Pflegemutter in Küche und Haus, und saß dann, mit Nähn oder Stricken beschäftigt, ohne sich um die übrigen Kinder zu bekümmern. Dabei aber hatte Beatrix einen innigen, frommen Sinn für das Andenken ihrer Eltern, deren Gräber sie fortwährend mit Blumen oder Zweigen schmückte. Nicht selten hab ich das Mädchen unter der Eiche am Ufer des Flußes sitzen und bitterlich weinen sehen. Und wenn ich tröstlich ihr zusprach, und doch selbst die Thränen dabei nicht unterdrücken konnte, da schaute sie mich mit den wunderschönen, schwärmerischen Augen so seltsam an, als wollte sie sagen: „Trotz all Eurer Freundlichkeit, Liebe und Güte bin ich doch ein armes, verlassenes Kind!“

Ein Jahr um's andere verging und die kleine Beatrix entsaltete sich zu einer merkwürdigen Schönheit, also daß sogar einstmals das Fräulein vom Schlosse, welches eine geschickte Malerin war und auf einem Spaziergange die Kleine bemerkte, wie sie eben auf dem Felde eine Schürze voll Blumen gesammelt hatte, um der Eltern Gräber damit zu schmücken, auf der Stelle den Umriß ihres Bildes zu Papier brachte, und später dann ausarbeitete. Dieses Bild, so wie eine Ansicht der vereinsamten Eiche am Flußufer, unter welcher der Spion erschossen und begraben

ward, haben Fahrelang im Schlosse gehangen. Als aber Unglück über den gnädigen Herrn kam und das Gut sammt den Hausgeräthen versteigert werden mußten, da hab ich für einige Groschen die beiden Bilder gekauft und will sie, so lange der liebe Gott mich noch hienieden läßt, aufbewahren zur Erinnerung an drei Menschen, deren Schicksale so wehmüthig auch mein Leben berührten.

Beatrix war sechzehn Jahre alt geworden, da starben in wenigen Wochen ihre beiden Pfliegereltern in Folge der im Dorfe herrschenden ansteckenden Krankheit. Der Vormund des einzigen Sohnes nahm diesen zu sich und das Hofgut wurde gerichtlich verkauft. Auch das schlesische Mädchen wollte der gute Vormund in sein Haus nehmen; aber Beatrix verweigerte den Antrag und ging nach Leipzig, um in dieser sächsischen Handelsstadt einen Dienst als Verkäuferin in einem Waarenmagazin anzutreten. Doch kaum war sie ein Jahr lang aus unserm stillen, friedlichen Dorfe fort, so verbreitete sich das Gerücht, Heinolds ehemalige Pfliegerochter habe einen reichen und vornehmen Bräutigam gewonnen und gehe nun stolz einher in Sammet und Seide. Marktleute hatten sie in einem prächtigen Modewagen fahren sehen, und Andere waren ihr auf der Straße begegnet, mit einem stattlichen Herrn an der Seite und gefolgt von einem betrefften Diener. In unsrer arglosen Einfalt freuten wir uns, meine Frau und ich, herzlich über dieses schnelle und unverhoffte Glück meiner vormaligen Schülerin, und hielten's für ganz natürlich, daß die bezaubernde Schönheit der aufgeblühten Jungfrau ihr zu einem reichen Gatten verholken.

Wie gewöhnlich von Allem, so ward auch von dem glänzenden Glück der Tochter des Spions nur während einiger Zeit gesprochen, und in Jahresfrist war die Sache fast gänzlich vergessen. Mir jedoch kehrte sie manchmal ins Gedächtniß zurück, denn es that mir im tiefsten Herzen wehe, daß die mir sonst so zugethane Beatrix ihren alten Lehrer gänzlich vergessen hatte in ihrem Glück, da sie nicht einmal einer kurzen Nachricht davon ihn werth hielt. Dieses Gefühl von Unmuth theilte auch meine unlängst im Herrn entschlafene Frau, die treue Pfliegerin der Wittve des Spions, welcher sie ja die Augen sanft einst zugeklückt.

Und wiederum war Jahr und Tag vergangen, da wandelte ich in einem herrlichen Frühlingsmorgen hinaus ins Freie, denn wochenlang hatte mich ein böses Fieber in Bett und Stube gehalten, und ich bedurfte milder Stärkung und Ruhe.

Zwei Prozesse.

I.

Wem gehört der Nußbaum?

Begen des Besitzes eines Nußbaums, der mitten auf dem Raine zwischen zweien ihrer Felder stand, fingen zwei reiche Bauern aus Oesterreich einen Prozeß mit einander an.

Der Eine schwur, sein Vater hab ihm immer gesagt, der Nußbaum sei von seinem Großvater gepflanzt worden, und darum gehöre der ganze Baum ihm zu eigen; der Andere meinte, ganz das Nämliche habe sein Vater auch vom Großvater behauptet, und beschworen laße er nicht von seinem Rechte, das er vor Gericht geltend machen wolle.

Somit nahm der Prozeß seinen Anfang.

Man suchte die beiden Gegner dahin zu vereinigen, daß jeder derselben mit der Hälfte der jährlichen Früchte sich begnügen möge, allein das hieß tauben Ohren gepredigt. Der Prozeß wurde fortgeführt; er dauerte ein, sogar zwei und drei Jahre; die Leidenschaft, Recht zu behalten, nahm mit den Jahren eher zu als ab, und Sporteln und Geschenke aller Art wanderten prozessionsweise in die Schreibstuben der Advokaten.

Da schien eines Tages der Himmel selbst über den verruchten Eigensinn der Zänker und Streiter erboßt zu werden; ein schweres Gewitter zog sich über der Gegend zusammen, und nach einigen zürnenden Donnerworten aus den Wolken fuhr ein flammender Blitz zischend auf den besrittenen Nußbaum nieder, theilte ihn in zwei gleiche Hälften, und legte somit jedem der Prozeßkrämer seinen Theil säuberlich auf den Acker hin.

Das war der Urtheilspruch des Himmels.

Jeder hatte nun das Recht, welches ihm gebührte. Leider waren aber die Nüsse noch nicht einmal reif, und nach langjährigen, großen Kosten blieb den Beiden nichts übrig als einige Stücke Brennholz, um das strafende, fröstelnde Gewissen in einsamen Stunden zu wärmen.

II.

Wem gehört der Graben?

Leider mischt sich der Himmel nicht immer so als oberster Schiedsrichter in die erbärmlichen Streitigkeiten der eigensinnigen Menschen; es scheint, daß er es manchmal auf's Aeußerste wolle ankommen lassen, um warnende Beispiele aufzustellen für Alle, die bereit sind, Augen und Ohren zu gebrauchen.

Hoch oben aus der klaren, heitern Luft vernahm ich mit Entzücken den lieblichen Gesang der muntern Lerchen, und aus jedem Köpfchen der farbigen Blumen und Blüthen nickte mir freundlicher Gruß und Glückwunsch zum ersten Auszug nach langer Krankheit entgegen. Langsam und behaglich schlenderte ich am Flußufer hin, der Waldwiese zu; aber der Weg hatte meine noch ziemlich kraftlosen Füße denn doch ermüdet, und deshalb setzte ich mich unter der großen, vereinsamten Eiche neben dem Grabe des Spions ins Gras. Dieser stille Ort rief alle Erinnerungen in mir wach und es ward mir fast wehmüthig zu Sinne.

Durch einen starken Gebirgsregen des vorigen Tages war der sonst ruhige und friedliche Fluß ziemlich angeschwollen, und ich schaute gedankenvoll auf die plätschernden Wellen und die in der Morgensonne funkelnden Perlen des kleinen Wasserfalls, den der Bach hier bildet. Allmählig wurde mein Gemüth wieder heiterer gestimmt, und ich freute mich der herrlichen Gottesnatur ringsum, die so erquickend und erhebend auf meine wiedererwachte Gesundheit einwirkte.

Pfötzlich aber erstarrete mein Auge in Schrecken. Ueber dem Wasserfalle erhob sich ein schneeweißer Todtenarm mit einer kleinen, feinen Hand, an der ein Ring mit kostbarem Edelstein glänzte, und unter dem Wasser wurden die Umrisse einer weiblichen Gestalt sichtbar — einer Ertrunkenen! Zitternd wankte ich dem Dorfe zu und machte die Anzeige meiner grauenhaften Entdeckung.

Was soll ich noch weiter erzählen, lieber Leser? Die Todte wurde aus dem Wasser gezogen. Es war Beatrix, die Tochter des schlesischen Spions! Seibengewänder und köstliche Spitzen umhüllten den Leichnam, und das sonst so schöne Antlitz hatte sich gräßlich entstellt und verzerrt im Todeskampfe. Frage nicht, was die gefallene Jungfrau zum Selbstmord getrieben; es ist eine alte Geschichte und doch bleibt sie ewig neu. Den Versuchungen und Verlockungen der sündigen Welt vermochte sie nicht zu widerstehen, der Engel der Unschuld war von ihr gewichen, und als sie erwachte von ihrem Sinnenrausch und das Gewissen seine strafende Stimme laut werden ließ, da war sie verzweifelt, im Wahnsinn, davongeeilt und hatte sich in die Fluthen gestürzt!

Nun ist das Grab des erschossenen Spions nicht mehr ganz allein und einsam, denn neben ihm öffnete sich seiner unglücklichen Tochter letzte Ruhestatt!

Folgender Fall, der sich in der Pfalz ereignet, mag als ein solches Beispiel gelten:

Zwischen zwei nachbarlichen Feldern zog sich ein feuchter Graben hin, in welchem nichts gedieh als Schilf und saures Gras. Jeder der Feldnachbarn machte Anspruch auf den ganzen Graben, und obgleich der Werth desselben keinen rheinischen Gulden erreichte, so wurde doch der Prozeß deswegen anhängig gemacht. Das Gericht verordnete von vornherein Verhör und Ortsbesichtigung; der damit beauftragte Richter, unter Beistand der beiderseitigen Anwälte, macht einen Versuch, die Streitenden zu vergleichen; der Vergleich soll dadurch zu Stande kommen, daß die Anwälte den Graben kaufen und dann Jedem so viel geben, als er rechtlich Anspruch zu haben glaube.

Die Feldnachbarn willigen in diesen Vorschlag.

Der Graben wird abgeschätzt zu achtundvierzig Kreuzern, also zwölf Kreuzer weniger als einen Gulden. Die Anwälte erlegen jezt bei den Streitenden die gleiche Summe aus.

Weil auf diese Weise Jedem das gleiche Recht und Jedem der gleiche Ersatz zuerkannt worden, so gaben beide Parteien sich zufrieden und Alles wäre so weit in schönster und bester Ordnung gewesen.

Da soll nun aber der Vergleich auch verbrieft und besiegelt werden, und es entsteht die Frage: Wer bezahlt die bisherigen Kosten?

Man schlägt vor, jede der Parteien solle, da sie gleiches Recht und gleichen Gewinn gehabt, nun auch nachbarlich und brüderlich in die Kosten sich theilen, was ganz vernünftig und billig gewesen wäre. Die Sache leuchtet dem Einen der Feldnachbarn wohl ein, und er ist bereit, seine Hälfte der Unkosten zu bezahlen; der Andere jedoch ruft in höchstem Zorn: „Nun und nimmermehr soll das geschehen! Lieber Haus und Hof verlieren, als nur einen Kreuzer Auslagen haben!“

Der Prozeß geht also richtig wieder seinen Gang fort und... dem Eigensinnigen ist wirklich von Haus und Hof geholfen worden.

Dort, auf der steinernen Bank unter den vier Linden des Dorfes Möglenheim, kann der alte Prozeßsire noch täglich, wenn's die Witterung erlaubt, gesehen werden, wie er dasitz als Bettler, in einen abgeschabten, verflachten Mantel gehüllt, und stumm und trübe seinen eins von den Eltern ererbten großen und schönen Bauern-

hof anstarrend, in dem er geboren worden, wo die gute Mutter als Knäblein ihn auf den Armen gewiegt, wo frohe Tage der Jugend ihm gelächelt, und in den er endlich hochbeglückt vor langen Jahren eine treue Lebensgefährtin heimgeführt hatte.

Aber wohin ist dieses Alles?

Durch den leidigen Prozeß wegen des Grabens ging Hab und Gut verloren; fremde Leute schalten und walten in seinem Vaterhause; Kummer, Noth und Elend haben Weib und Kind in's Grab gebettet!

Weinen kann der Mann nicht mehr; aber sein unzertrenlicher Gefährte, der Gram, wird ihn am Ende doch auch zur Ruhe bringen.

Vielleicht sitzt er eines Tages wieder auf der Bank unter den Linden, ein böshaftes Nachbarkind zeigt mit dem Finger nach ihm und ruft höhnlisch: Da sitzt der alte Prozeßsire! Er hört die giftigen Worte; sie durchschüttern ihn und leblos sinkt er auf der Bank zusammen!

Auch wäre er der Erste nicht, dem ein böshaftes Lächeln oder ein liebloses, hämisches Fingerdeuten das trostlose Herz vollends gebrochen. Wer den Schaden hat, braucht nicht zu sorgen für den Spott.

Die belohnte Wohlthat.

(Miteiner Abbildung.)

Am 17. Juni des Jahres 1742 hatte der Breslauer Frieden dem ersten schlesischen Kriege, zwischen Preußen und Oesterreich, ein Ende gemacht, und überall wurde die Freude laut. Im stolzen Riesendome der Hauptstadt wie im bescheidensten Dorfkirchlein erschallten Lob- und Danklieder zu Gott empor, daß die schreckliche Geißel, welche Millionen Menschen Leben und Eigenthum gekostet, endlich geschwunden war. Auch der alte Pfarrherr, Magister Eberhardt, sammelte die Gemeinde seines stillen Dorfes in dem Hause Gottes zur Feier des Friedensfestes, und seine Worte, die vom Herzen kamen, gingen wieder zu Herzen. Gar manchem der Zuhörer wurde das Auge feucht bei des Pfarrers frommer Rede und der Erinnerung an die Schrecken des Krieges; alle Gemüther einigten sich in froher Dankbarkeit gegen Gott, der endlich Alles zum Besten gelenket.

Nach beendigtem Gottesdienste trat der greise Magister Eberhardt hinaus in den milden Sonnenschein, und schritt herzlich grüßend an seinen Pfarrkindern vorüber, die noch auf dem Kirch-

pläze weilten, in dessen Mitte der altehrwürdige Lindenbaum seine mit köstlich duftenden Blüten geschmückten Zweige weit ausstreckte. Für Jeden hatte der würdige Pfarrer ein freundliches Wort. Die Kindlein reichten ihm lächelnd ihre kleinen Hände, und viele der Erwachsenen baten um Rath und That, denn der Magister besaß gar mancherlei Kenntnisse, die er mit segensreichem Erfolge auf das häusliche und leibliche Wohl seiner Pflegebefohlenen verwandte.

Rechts und links freundliche Worte und Grüße spendend, wanderte der Greis das Dorf entlang, hinaus in die üppigen Fluren und wogenden Kornfelder, wie solches gewöhnlich zu geschehen pflegte nach dem Gottesdienste. Er war noch nicht weit von den letzten Häusern entfernt, da begegnete ihm ein Mann in abgetragener Soldatenkleidung, dessen verharrschte Narben im Gesicht und die auf der Brust glänzende Denkmünze bezeugten, daß er im letzten Kriege tüchtig müsse Pulver gerochen haben. Als er dem Pfarrer näher gekommen, küstete der alte Soldat standesgebräuchlich sein dreieckiges Hütlein.

„Gott zum Grusse, guter Freund!“ dankte Magister Eberhardt. „Ich denke, die liebe Himmelsonne muß Ihn jetzt, da Er aus blutigem Kriege heimkehrt, doppelt freundlich strahlen.“

„Dem ist keineswegs also, hochwürdiger Herr,“ antwortete verdrießlich der Kriegsmann, „denn jetzt bleibt mir eben nur übrig, die Landstraßen zu durchziehen und Steine klein zu klopfen; mein Regiment ist abgedankt und ausbezahlt, und ein Handwerk hab ich nicht gelernt.“

Der gute Pfarrer griff in die Tasche und holte einen Zwanziger heraus. „Der liebe Gott wird schon weiter helfen,“ tröstete er. „Hier, mein Freund, ist ein Scherlein zu einer Kanne Bier und einem Mund voll Essen! Wo ist Er denn daheim?“

„Ein Sachse bin ich, droben aus dem Erzgebirge,“ berichtete der Soldat; „dorthier wo in der Erde der Segen und obenauf der Mangel zu finden ist. Aber Sie haben recht, Herr Pfarrer; der liebe und treue Gott hat mir bisher sichtlich geholfen. Des Husaren Säbel, der mir diesen Denktettel hier hinterließ, konnte mir auch den Schädel spalten, und selbst im dichtesten Kugelregen hat unser Herrgott mein Leben beschützt! Nun, Herr Pfarrer, Herzendank für Ihre Gabe! Ich nehme sie an, weil gegenwärtig die Noth groß ist bei mir.“

Ein Jeder ging nun wieder seines Wegs und waren wohl schon zweihundert Schritte weit von einander, als der Soldat plötzlich des Pfarrers

Ruf vernahm und, sich umwendend, bemerkte, daß er ihm winkte. Betroffen ging er ihm entgegen.

„Geb' Er mir meinen Zwanziger zurück, guter Freund,“ sagte der Pfarrer. Der Soldat erröthete und meinte ganz kurz: „Ich hab' ihn ja nicht erbettelt!“ Er zog das Geldstück hervor und reichte es dem sonderbaren Geber dar.

„Freund, trotz Seines blutigen Gewerbes ist Er ein braver frommer Christ,“ lobte der Geistliche, „und deshalb geb' ich Ihm, im Namen unseres Herrgotts, hier einen Thaler. Und nun, Gott zum Geleitmann auf der Reise!“ Er drückte dem Ueberraschten das große Silberstück in die Hand und setzte, während der Beschenkte Worte des Dankes ihm nachrief, mit raschen Schritten seinen Weg fort.

Müde und hungrig kehrte der Soldat im kleinen Wirthshause des Dorfes ein, stärkte sich durch ein bescheidenes Mahl und suchte dann seine müden Glieder auf dem Heuboden auszuweichen. Das weiche, duftige Lager hielt ihn bis zum Abend fest. Als der Mann in die Wirthsstube zurückkehrte, fand er bei Schnapsglas und Bierkrug einige Gäste, mit denen er bald in lebhaftes Gespräch gerieth über seine Kriegserlebnisse. Nachdem er den aufmerksamen Zuhörern ein vollständiges Gemälde seiner Kampfes- thaten entworfen, begann er auch die schmachliche Verabschiedung des Regiments zu schildern und schloß endlich mit dem Austritte draußen vorm Dorfe, wo er vom Magister Eberhardt einen blanken Thaler geschenkt bekommen.

„Ja, weiß Gott, so ein wahrer Gottesmann wie unser Pfarrer, verdient schon hier auf Erden Himmelslohn!“ lobten die Bauern untereinander; „eine solche Güte, solche Frömmigkeit und Uneigennützigkeit ist weit und breit nicht zu finden! Kein Armer geht unbeschenkt von seiner Thür, kein Unglücklicher trostlos aus seinem Hause. Gott segne unsern lieben Pfarrherrn!“

„Liebe Männer und Freunde,“ sagte der Soldat, „mir ist's ganz weich um's Herz geworden bei der Erinnerung an den Herrn Magister, und es ist, als zöge mich Etwas von hier fort, um dem wackern Gottesmann noch einmal die Hand zu drücken. Wer führt mich ins Pfarrhaus? Ich muß durchaus meinen Wohlthäter noch einmal sehen!“

„Ja, aber 's ist schon fast neun Uhr!“ meinte einer der Gäste. „Es kommt mir unpassend vor, noch einen Besuch zu machen um diese Stunde.“

„Der Abend ist mild und schön,“ widerredete ein Anderer, „und der Herr Magister geht erst

spät zu Bett. Ueberdies ist seine Waise, die alte Haushälterin, heute nach Görlitz zu Verwandten gereist, und da sieht's unser wackerer Pfarrer vielleicht gar nicht ungern, wenn wir noch ein Stündchen mit ihm plaudern. Ich, für meine Person," setzte der etwas angeregte Bauer hinzu, „begleite da den Kriegskamerad.“

Diese Meinung erhielt die Oberhand, und bald standen die fünf Männer vor dem Pfarrhause, in welchem noch Licht brannte. Als aber der Soldat eben die Klingel anziehen wollte, ertönte drinnen im stillen Hause ein dumpfer Schrei. Betroffen steckten Alle die Köpfe zusammen.

„Hier geht nicht Alles richtig her, ihr Leuten!“ sagte der Soldat mit gedämpfter Stimme. „Wahrhaftig! seht, dort streckt auch der Kettenhund alle Biere von sich! der ist mausetodt! Hurrah, Kameraden, sprengt die Thür! Etwas Böses ist hier angezettelt worden!“

Da galt kein lauges Berathen. Augenblicklich stemmten sich die breiten Rücken der Bauern gegen die Thür, mit der sie, beim zweiten Anlauf, krachend in die Hausflur stürzten. Alles blieb todtenstill. Schnell stürmten die Männer hinauf in des Pfarrers Studierzimmer und erblickten hier mit Entsetzen den zuckenden Körper des alten Mannes, mit einem Strick um den Hals, am Pfosten des Himmelbettes hängen.

„Der Mörder ist noch im Hause!“ rief der Soldat, den Körper des gewaltthätig Gehetzten emporhebend, um die tödtliche Wirkung des Strickes zu entkräften. „Kommt her, zwei Mann von euch, legt den armen Magister auf's Bett und besprengt ihn mit Wasser, denn er ist zum Glück noch nicht todt! Wir Andern aber wollen den Halunken suchen, der's gewagt hat, an diesem würdigen Manne sich zu vergreifen!“

Im Nebenzimmer wurde der Hölswicht unter einem Schranke gefunden. Wüthend warf ihn der Soldat auf ein Ruhebett und zählte ihm mit des Pfarrers Rohrstock fünfzig gewichtige Hiebe auf, als vorläufige Privatstrafe. (Siehe die Abbildung.) Sodann wurde der vor Schmerz heulende Raubmörder ins Gefängniß gebracht, woselbst er, noch in derselben Nacht, seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte. Er war ein, schon wegen vieler Verbrechen und Schandthaten, berühmter Landstreicher.

Der gute Magister Eberhardt wurde bald wieder durch eifrig angewandte Mittel ins Leben zurückgerufen, und beschwor mit Dankesthränen seinen Retter, den Soldaten, bei ihm zu bleiben. Er kaufte ihm im Dorfe ein Bauer-

gütchen, und als der ehemalige Kriegsmann bald darauf die reichste Bauerstochter zur Frau bekam und zugleich zum Schulzen ernannt wurde, da benutzte der Pfarrer die Gelegenheit, um in einer trefflichen Predigt der Gemeinde die Wahrheit des Sprichworts zu beweisen, daß der liebe Gott eine Gutthat nie unbelohnt läßt, und wir in Dankbarkeit ernten, was wir mit Liebe gesäet.

Der Gang ins Forsthaus.

Am Fuße des Riesengebirgs lebte in einer kleinen Landstadt eine stille, liebenswürdige Familie. Der Vater, ein städtischer Beamter mit bescheidenem Gehalt, suchte seine Erholungsstunden nicht in Clubbs, Casinos oder Wein- und Bierstuben, sondern fand reichliche Erheiterung im engen Kreise der Seinen. Dieß war aber auch ein Kreis, in welchem es jedem Andern, und nicht bloß dem Vater, herzlich wohl sein mußte, denn es wohnte darin der Friede, den die Welt nicht kennt und der doch Alle so reich und fröhlich machen könnte; und das Verhältniß der Eltern zu den erwachsenen Kindern, zwei lieblichen Töchtern, war das der ältern zu ihren jüngern Freunden. Aller Liebster war ein kleiner, spätgeborener Knabe von neun Jahren, August genannt.

Die anziehendsten Stunden in einem frommen häuslichen Kreise pflegen wohl die stillen, gemüthlichen Abendstunden zu sein, gleichwie ein friedvoller, ruhiger Lebensabend die bewegten Jahre eines in Frömmigkeit und Thätigkeit vollbrachten Lebens zu krönen pflegt; und das waren sie auch in diesem Hause. Wenn die Abendglocke zum Dankgebet mahnte, was in jenem Landstädtchen um acht Uhr geschieht, mußte, nach der regelmäßigen Hausordnung, das Abendessen vorüber sein und Alles sich um den großen Tisch versammelt haben. August legte Bibel und Gesangbuch zurecht vor dem Vater, der nun eine kurze aber erbauliche Andacht hielt mit den Seinen. Beim Schluß derselben nahmen Mutter und Töchter ihre Arbeit hervor, der Knabe gab Jedem den Nachtkuß und legte sich im anstossenden Schlafzimmer der Eltern zur Ruhe; der Vater aber verkürzte durch unterhaltende Erzählungen, oder aus einem guten Buche vorlesend, den emsig arbeitenden Frauenzimmern die Stunden bis zum Schlafengehen.

Obgleich so bescheiden und einfach, war dieses Familienleben doch anziehend für Alle, und wenn



Die belohnte Wohlthat.

gegessen
zur Frau
wurde,
um in
Bath-
der Siebe
und mir
gefaer.

in einer
dige Fa-
nter mit
holung-
er Wein-
de Erbei-
Dies war
in Wandern,
moch sein
e, den die
reich und
altmug der
yret luf-
zu ihren
im Fleme,
Magist

umma-
ullen, ge-
richte an
bemeaten
Zuhtiger
und das
Wenn die
was in
gefchicht,
ordnung,
es sich um
n. Magist
vor dem
ulische An-
schlug ber-
dere Arbeit
Machtstuf
immer der
arte durch
es einem
beitehenden
m Schlu-

von diese
und wenn

der Vater zuweilen den Bruder seiner Gattin, der als Förster im nahen Gebirge wohnte, besuchte und, furchtlos wie er war, gewöhnlich um eine sehr späte Stunde heimkehrte, dann schloß der Tag mit einer für die Hausgenossen fühlbaren Unbehaglichkeit, denn die verspätete Rückkehr war beängstigend. Solch ein Abend wurde heute durchlebt.

Einer der ersten sonnigen Tage nach hartem, langem Winter hatte den Vater in die Berge gelockt zum monatelang nicht gesehenen Freund und Schwager. Wohl hatten Frau und Töchter davon abzurathen versucht, weil die Waldwasser noch nicht recht sich verlaufen, und die steilen Gebirgswege noch nicht ganz vom Eise frei sein würden, aber die frische, junge Frühlingluft winkte ihm unwiderstehlich, und er zog fort trotz des Abmahnens.

Die vom Schnee völlig entblößten Saatsfelder des städtischen Gebiets erquickten seine Augen, die das Sonnenlicht längst schon nicht gut vertragen konnten und leicht davon geblendet wurden, mit ihrem erfreulichen Grün; in den Gesang der Frühlingslärchen, den er heute zum ersten Male wieder hörte, hätte der glückliche Gatte und Vater lautjauchzend mit einstimmen mögen, und beim Anblick des nahen Gebirgs hob sich wonnig die Brust. Mit verdoppelter Kraft, aber auch nicht ohne Mühe, hatte der einsame Wanderer schon einige Thäler durchschritten; in den meisten strömten noch brausend die wilden Bergwasser, doch endlich gelangte er in die Nähe des wohllichen Forsthauses, dem ersehnten Ziele seiner heutigen Wanderung, sah hier aber plötzlich seine Schritte gehemmt von einem quer über den Weg rauschenden Waldstrom.

Sinnend und zögernd stand er am Ufer. Sollte er, so nahe dem Ziel, unverrichteter Sache umkehren? das schien ihm nicht möglich. Doch, an selbigem Abend noch zurück; wie da? Er kannte diese Wasser; sie waren, wie ihre Spuren an den Felsen zeigten, im raschen Fallen begriffen, und in wenigen Stunden konnte des Försters Wagen, der ihm gewöhnlich zu Gebote stand, den Weg ohne Gefahr passiren. Nach kurzem Befinnen schlug unser Wanderer einen Umweg ein, der, über den zackigen Bergrücken sich hinziehend, von der andern Seite zum Forsthause führte. Der Pfad war sonst unwegsam und zog sich hart an einer tiefen Schlucht vorbei; doch dem Rundigen konnte das nicht gefährlich scheinen, hatte er doch, an des Försters Seite, diesen Weg schon oft gemacht, weil die Gegend hier zu den wildesten und großartigsten des ganzen

Forstes gehörte. Nur der Schnee, der sich in den Felspalten noch in großen Lagern versteckt hielt und die Strahlen der Sonne stechend zurückwarf, fürchtete er ein wenig, doch er mußte ja hinauf und erklimm daher mit kräftigem Schritt die zackigen Felsen. Seine Befürchtungen waren nicht ungegründet: vom Schnee geblendet, that er manchen falschen Tritt, legte aber trotzdem über die Hälfte des Weges zurück. Noch ein Viertelstündchen, und er konnte das Forsthaus erreichen. Jetzt war noch eine niedere Felswand zu erklimmen, um die Schluchten zu vermeiden, in deren Tiefe die Wasser wild stürzten. Es galt einen Sprung nach einer dem Felsgestein entspringenden Birke zu thun, dieselbe kräftig zu umfassen und mit ihrer Hülfe sich aller Gefahr zu entwinden. Er stand einen Augenblick still, bereitete sich zu dem ganz gefahrlos scheinenden Sprung vor und schwang sich dann hinüber. Doch, als er eben im Sprunge das Haupt erhob, flammte es gelb und dunkelroth und grün ihm ins Auge; die Sonne hatte ihren blühenden Strahl auf die schimmernde Schneewand geworfen, welche denselben mit doppelt stechender Schärfe zurückgab. Unwillkürlich schloß er die geblendeten Augen, raffte seine volle Kraft zusammen, griff nach der Birke, streifte jedoch nur ihre schwankenden Zweige und taumelte seitwärts zurück! Ein Blick zeigte ihm die Gefahr, die tiefe, offene Klust, allein sie war nicht mehr zu vermeiden; was er noch thun konnte, war eine seinem Körper gegebene Wendung, wodurch er den jähen Sturz in ein allmähliges Hinabsinken, auf dem Bauche liegend, verwandelte. Ein Felsvorsprung, auf dem er gleichsam kleben blieb, rettete ihn vom Tode, den er, wenn er nur noch einige Klafter tiefer gerutscht wäre, unfehlbar in den brausenden Wogen hätte finden müssen!

Als er sich vom ersten Schrecken erholt und sich überzeugt hatte, daß er zwar ein tieferes Sinken nicht zu befürchten habe, ein Hinaufklimmen aber unmöglich sei, suchte er seine zaghafte Seele zu sammeln. Nach manchem entzungenen Seufzer gelang es ihm sich an den Felsen anzuklammern, der Niemand sinken läßt, wer auf ihn sich stützt; doch ein fröhliches: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ zu rufen, das wollte ihm nicht gelingen. Er hätte so gern auch die Birke gehabt, deren Zweigspitzen er sehen, aber nicht erreichen konnte, um sich an ihr emporzuhelfen; hätte so gern die Hand seines Weibes, seiner Kinder gehabt! — Ihrer durfte er nicht

gedenken, ohne daß ihm sein ganzes Herz zersprang — und doch gedachte er nur ihrer.

So waren Stunden vergangen; die Sonne war dem Untersinken ganz nahe; nun kam die dunkle, schaurige Nacht heran — war's Gottes Rath, er konnte kaum daran zweifeln — die letzte Nacht seines Lebens, denn bei der scharfen Frühlingsluft, der Feuchtigkeit seines gefährlichen Lagers, der Nässe, welche unaufhörlich in kleinen Rinnen neben ihm niederträufelte und unter ihm hinrieselte, hatten kalte Todeschauer schon längst ihn ergriffen. Bisweilen durchzuckte ein Strahl der Lebenshoffnung seine Seele, wenn er gedachte, daß die Seinen ihn auffuchen würden; aber, wie sollten sie ihn hier, jenseits des Forsthauses, vermuthen, gerade in dieser Schlucht ihn finden? Ach, und die Hülfe mußte ja zu spät kommen; sein Ende nahte heran. Die Schweißtropfen traten auf seine Stirne, während er vor Kälte bebte. Er rang die nassen Hände und flehte: „Aus der Tiefe rufe ich! Großer Gott, erhöre mich!“ Wohl regte sich leise die Hoffnung, bei Gott ist kein Ding unmöglich. . . . doch, Hülfe war ja so undenkbar! Dann ward es Nacht in ihm, wie es rings um ihn her bereits Nacht geworden. —

Auch in dem sonst so glücklichen, freudvollen Hause wollte heute der Frieden nicht einkehren. Schon hatte die Abendglocke die achte Stunde verkündigt, und nächtliche Stille senkte sich auf das Städtchen. Die Töchter waren, des Vaters Abwesenheit benützend, in der Nachbarschaft zu Besuch gegangen. Den muntern August, der diesen Abend etwas fieberte, weil er mit nassen Füßen heimgekommen, hatte die Mutter im anstoßenden Schlafgemach sorglich gebettet, und war sodann still betend ans Fenster getreten. „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott!“ sprach sie still vor sich hin. Den Schluß dieses schönen Trostspruchs verschlang ein Seufzer, der unbekannt dem schweren Herzen entquoll. Sie griff zum Bibelbuch, las den schönen zweiundvierzigsten Psalm, aus welchem diese Worte genommen sind, ganz durch und wandte sich wieder zum Fenster, die Straße hinschauend, von wo herab der liebe Vater heimkehren mußte.

Zimmer noch kam er nicht; des Söhnleins Fieberzustand ängstigte sie auch. Sie war in einer bangen, sorgenvollen Stimmung. Da pocht's an die Hausthür. „Gott Lob, daß er gekommen!“ rief sie und sprang dem längst Ersehnten entgegen. Aber es waren die Töchter, und vom Thurme klang die zehnte Stunde. Die getäufchte

Erwartung drängte der Mutter eine Thräne der Sorge und des Verdrusses in die Augen, was wenig gemildert wurde, als die Töchter erzählten, daß es, wie der Nachbar gesagt, im Gebirge noch sehr unwegsam wäre, und dabei meinten, der Vater werde wohl die Nacht im Forsthause zurückbleiben, wie er's ja bei eingetretenem schlechtem Wetter öfters schon gemacht habe, thue daran auch besser, als wenn er sich muthwillig in Gefahr begäbe.

Der Töchter beschwichtigende Worte verfehlten ihre Wirkung nicht auf das Herz der Mutter, und schon fing sie an mit dem Gedanken sich ganz vertraut zu machen, daß der Vater im warmen Stübchen, an des Schwagers Seite, die Abendstunden verplaudere, um den Heimweg am schönen hellen Frühlingsmorgen anzutreten; ja, sie wußte es ihm sogar Dank, daß er die Unbehaglichkeit und die Gefahr einer einsamen Nachtwanderung lieber vermieden habe, und schickte schon sich an, mit den Töchtern zur Ruhe zu gehen. . . . da klang's hell und deutlich aus Augusts Bettschen; „Vater! Vater!“ „Dem Knaben ist nicht wohl,“ sagte die Mutter, und eilte durch die offene Kammerthür. Die älteste Tochter brachte Licht und leuchtete über August hin. Der hatte beide Händchen hoch emporgehoben, Stirn und Wangen waren mit Schweiß bedeckt, sein Athem ging gepreßt, und abermals rief er: „Vater! Vater!“ Dann schlug er die Augen auf und fragte, am ganzen Leibe zitternd: „Wo ist denn der Vater?“ „Er übernachtet beim Onkel,“ antwortete die Mutter. „Nein! nein!“ weinte und klagte der Knabe, „Vater liegt in einer fürchterlich schwarzen Kluft auf dem Bauche! Ich hab ihn gesehen, und unter ihm brauset wildes Wasser!“

„Du hast geträumt, lieber August,“ beruhigte die Mutter; „den nassen Füßen nach, die du heut Abend mit heimgebracht, bist du auch durch's Wasser gewatet, und das kam dir schlafend in den Sinn. —“ „Ach ja,“ gestand der Knabe mit flammenden Augen, „ich bin auch gefallen und ins Wasser gerutscht, aber des Vaters Sturz ist schlimmer! Er liegt ja noch da und muß sterben, wenn wir ihn nicht herausziehen!“ „Wo liegt er denn?“ forschten die Schwestern. „Hinter dem Forsthaus aus dem Felsrücken in den Klüften; da wo der Onkel im Herbst, vor meinen Augen, den großen Hirsch schoß,“ lautete die Antwort. „Aber wie sollte der Vater dahin gekommen sein?“ sprach zweifelnd die Mutter, „das ist ja rein unmöglich, mein Sohn.“

Aber heftiger fing August zu weinen an, sprang auf im Bette, und beehrte dringend seine Kleider. Die Mutter befürchtete, der Knabe rede irre, sandte sofort zum Arzte, welcher, heimkehrend von einem benachbarten Dorfe und eben an der Hausthür vorbeifahrend, vom Dienstmädchen angerufen, fast in derselben Minute ins Zimmer trat. In den kürzesten Worten mit dem Zusammenhang der Umstände bekannt gemacht, erklärte er den Knaben für höchst aufgeregt, doch gesund; Fieber sei gar nicht vorhanden und von Irrsinn keine Rede. August, durch des Arztes Ausspruch sichtlich gehoben, beschrieb mit prophetischer Begeisterung die Lage, in der er den Vater im Traume gesehen, so genau und seine Schilderung hatte eine solche Bestimmtheit und innere Wahrheit, daß der Doktor anrieth, sofort mit ihm in seinem noch vor der Thür haltenden Wagen nach dem Försterhaus zu fahren, zumal da des Knaben Zustand völlig unbedenklich und es für Alle behaglicher sei, eine kurze Nachtreise zu machen, als sich bis zum andern Morgen, wie geschehen würde, grenzenlos zu ängstigen.

In wenigen Minuten waren Alle bereit, August wohl verpackt im warmen Winterpelze, und in einer Stunde, sonder Fährlichkeit, wurde das Försthaus erreicht, wofelbst die Erwachsenen noch immer den Vermißten zu finden hofften. Mit vieler Mühe nur konnten die Bewohner geweckt werden, und sagten nun gleich, daß der liebe Hausfreund gestern gar nicht dagewesen. Außer dem Knaben, brach alles in einen Schrei des Entsetzens aus, dieser aber rief ermunternd: „Kommt nur mit Laternen und Leitern und folgt mir! Ich weiß ja gut wo der Vater ist!“

Man zögerte im Försthause nicht lange, dem ungeduldigen August zu folgen. Fast alle Hausgenossen zogen mit. Wie von Engelsflügeln getragen eilte der jugendliche Führer voran, schwang sich von Klippe zu Klippe, vermied, immer voranschreitend, die gefährlichen Klüfte, wegzundiger anzuschauen als die erfahrenen Waidmänner, dann stand er still und rief hell und klingend, wie vorher im Traume: „Vater! Vater!“ Nach einigen lautlosen Augenblicken, quoll es mit gebäymstem, zitterndem Ton aus der Tiefe: „Hier, hier in der Schlucht! Warmherziger Gott! hier leuchtet herab!“ Ein hoher Jubel der Freude, ein fröhliches Aufsauchzen des Knaben, ein lautes Schluchzen der Gattin und der Töchter war die Antwort.

Der Förster machte nun Anstalt zur Rettung des Verunglückten die bald nach Wunsch ge-

lang. In Decken und Mäntel gehüllt ward er besinnungslos ins Försthaus getragen, und den Bemühungen des Arztes gelang es, ihn in kurzer Zeit ins Leben zurückzurufen. Alle durchbebte das Gefühl der Nähe Gottes in diesem seltsamen Ereignisse, und Niemand sprach von Zufall. —

Nach einigen Wochen, als der Vater wieder ganz genesen war, schlug der Thürmer zur achten Abendstunde die Berglocke an. Zum ersten Mal saß der durch des Söhnleins wunderbaren Traum vom Tode Errettete wieder im Kreise seiner Lieben. Mit einer Thräne im Auge, die ihm bald hell über die noch bleichen Wangen rollte, drückt er August, der ihm, wie an früheren Abenden, Bibel und Gesangbuch brachte, wortlos an die Brust. Dann las er im dritten Kapitel des Propheten Joel den ersten Vers, in Verbindung mit einigen Versen aus der Mitte des zweiten Kapitels der Apostelgeschichte: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure Aeltesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“ Herzlich und tiefgerührt dankte er dem treuen Gott für die Erfüllung dieser Weissagung an seinem Kinde zur Errettung des Vaters.

Da bat die Mutter, zum Schluß den 42sten Psalm zu lesen, und wie Balsam vom Himmel flossen dessen Worte in Aller Seelen. Leise betend wiederholte die Mutter den Schlußvers: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist!“

Alle beteten mit ihr, weinten Thränen des Dankes und der Freude und küßten sich dann untereinander. Es war ein gefegneter Abend!

Biernickel oder: der Teufel ist ein Schelm.

(Gabe einer Freundin.)

Es war einmal ein Altbayer, und wenn man den fragte: Nickel, was möchtest du am liebsten? so sagte er: „Ei, Bier!“ und wenn man weiter fragte: Was dann? so sagte er: „Biel Bier!“ und fragte man zum dritten Male, so war die Antwort: „Noch e bissel Bier!“

Nickel war ein Botenmann, der alle Tage in die nächste Stadt ging, um die Aufträge zu besorgen, die ihm die Leute gaben. Er war sehr klein von Gestalt, das heißt, seine Beine allein waren kurz und der Oberkörper verhältnißmäßig

viel zu lang. Die Schöße seines braunen Röckleins berührten fast den Boden, und wenn man so hinter ihm her ging, meinte man, ein großer Rückfort laufe allein auf zwei kurzen Stollen. Am possierlichsten sah der Nickel aus, wenn er für sich seine Betrachtungen machte und dieselben laut werden ließ und mit den langen Armen in der Luft herumsuchtete, wie vor Zeiten der Telegraph auf dem Straßburger Münster. So finden wir ihn heute auf einem staubigen Waldwege, neben dem ein Bächlein sich hinschlängelt, das auf seinem unebenen Bette manchmal ein Rauschen vernehmen ließ, als ströme köstliches Bier durch einen mächtigen Hahnen, und oben drauf schwamm neckend der weiße Milchschaum.

Kein Wunder, wenn unser Nickel an seine drei Wünsche lebhaft gemahnt wurde. „Ja, wenn's Bier wär!“ seufzte er in rührender Wehmuth, und betrachtete die Wellchen, die eilig und plätschernd davonrannten. Da stand auf einmal ein Jägermann bei ihm, der ihm lachend „guten Abend“ wünschte. Er war fein gekleidet, etwa wie ein Oberförster; gut gewachsen war er auch, allein er hinkte ein wenig, auch lüpfte er beim Gruße den Hut nicht. Das fiel aber unserm Nickel nicht auf, denn er war froh ob der unerwarteten Gesellschaft. Er kramte gleich seinen Kerger aus, daß ein armer Hund wie er, es so übel habe, während die Reichen alles Gute genießen und dazu gemüthlich im Schatten sitzen. „Da hast du wohl Recht,“ sagte der Begleiter, „wenn ich Meister wär, soll's ganz anders gehen! Die armen Leute dauern mich schon lange, denn man meint sie seien nur auf der Welt, damit Andere die Schuh' an ihnen abpuken.“

Jetzt war dem Biernickel aufgeholfen; so geschweid hatte er noch niemand reden hören! Deshalb leerte er auch sein ganzes Herz aus und betheuerte schließlich: „Wenn ich was anzufangen wüßte, so gäb' ich den ganzen Handel auf, denn der ist mir schon längst verleidet!“

„Was möchtest du denn anfangen, guter Freund?“ fragte der Jägermann.

„Am liebsten möchte ich den ganzen Tag im Bierhaus sitzen und immer ein Dreikreuzerstück im Sack haben zum Schoppen.“

„Dazu kann Rath werden,“ meinte blinzelnnd der Grüne.

Verwundert blickte Nickel auf.

„Ja,“ betheuerte der Jäger abermals, „das sollst du haben!“

„Umsonst ist der Tod,“ philosophirte der Botenmann, „und der kostet's Leben! Was müßt' ich denn dafür thun?“

„Nicht viel,“ schmunzelte der Gefragte; „du verprüchst mir blos deine Seele nach dem Tode, dann sollst du zeitlebens ein Dreikreuzerstück in der Tasche haben.“

Jetzt merkte der Altbayer, mit wem er's zu thun hatte, doch dieß machte ihm keinen Schrecken. — „Meine Seele sollst du haben,“ sagte er, „denn wenn ich einmal todt bin, weiß ich doch nicht mehr, was damit anfangen.“

„Lopp, schlag' ein!“ rief der Teufel und bot ihm die Hand.

Nickel that's, und so war's eine abgemachte Sache. Am Saume des Waldes schieden die Zwei. Der Bierlustige griff in seine Tasche und, Tuche! es war ein Dreikreuzerstück drinn. Er schmalzte mit der Zunge, als dürfe er den Schoppen nur so hinablaufen lassen, setzte die kurzen Beine schneller in Bewegung und erreichte bald zwei andere Fußgänger, deren einer zum andern sagte: „S'ist wahrhaftig unerhört! Sechs Kreuzer jezt der Schoppen! die Brauer sind doch die größten Halunken unter der Sonne!“

„Ja, so ist's,“ bekräftigte der Zweite: „von einem Stadthor zum andern findest du keinen Schoppen mehr um drei Kreuzer.“

Horchte da der Nickel einmal hoch auf! Un-erhört war er betrogen worden! Drei Kreuzer hatte er wohl, aber die andern drei mußte er verdienen.

Schimpfend und fluchend setzte er seinen Weg fort, denn es war ihm immer als hörte er den Jäger hinter sich hell und höhnisch lachen. Am staubigen Wege stand ein Bierhaus und streckte seinen Arm mit dem Stern einladend heraus. Trübselig schlich der Durstige vorbei; er hatte ja nur drei Kreuzer!

Traurig saß er zu Haus an seinem Fensterlein, das halb mit Papier verklebt war, und stellte allerhand Betrachtungen an, unter denen die wichtigste war: Der Teufel ist ein Schelm! Ein Spitzbube ist er! Der kriegt meine Seele nicht! Eher rühr' ich keinen Schoppen mehr an! — Er sprang auf, drückte den alten Hut auf den Kopf und trippelte Gaß' auf, Gaß' ab, bis an's andere Ende des Orts. Hier klopfte er an einem saubern Häuschen an, in welchem ein alter Mann wohnte, der breit war, Jedermann mit Rath oder That zu helfen. Wer er war, wußte man nicht, woher er gekommen, noch weniger. Er lebte still für sich. Etliche meinten, er müsse gar gelehrt sein, denn er lese oft in einem wunderlichen großen Buche. Andere behaupteten, er könne mehr als Brod essen, denn er gucke den Leuten am Gesicht ab, was sie auf

dem Herzen haben. Nickel eilte zu diesem Manne, der eben am Tische saß und das obenerwähnte Buch vor sich hatte. Der Alte lächelte über die Hast, mit welcher der Besucher eintrat.

„Nickel, was ist jetzt los?“ fragte er, „du bist ja ganz Feuer und Flammen!“

„Rein Wunder,“ plägte dieser heraus, „ich bin mit dem Teufel gegangen, und so und so; der hat mich einmal betrogen! und jetzt wollte ich fragen, ob er meine Seele doch haben wird?“

„Das kommt auf dich an,“ lautete die Antwort. „Wenn du sein Geld brauchst, so wird's halt sein müssen; behältst du aber das Dreikreuzerstück im Sack, ohne es zu brauchen, thust du rechtlich deine Pflicht als Botenmann und ernährst dich zufrieden mit deinem Erwerb, so ist der höllische Handel aufgehoben. Doch, lieber Nickel, noch eins: der Böse ist ein schlimmer Gefelle, und er läßt deine Seele nicht so leicht in Ruh; aber du bist ein kleiner Nickel mit großen, großen Gelüsten; deswegen stelle dich unter die Hand Gottes, gib Ihm deine Seele alle Morgen und alle Abend. Aus Gottes starker Hand mag dann der Satan deine Seele holen, wenn er den Muth dazu hat.“

Getränkt und beruhigt ging Nickel von dem klugen Manne weg, doch, ehe er wieder heim kam — erwachte er. Er war auf der Bergeshöhe eingeschlafen vor Müdigkeit, und Alles war nur ein Traum gewesen. Er langte in die Tasche, und zum ersten Mal im Leben sagte er: „Gottlob, sie ist leer!“

Den Traum aber hat der kleine Botenmann all sein Lebtag nicht vergessen, und treu des Alten frommen Rath befolgt, seine Seele Morgens und Abends dem Herrn zu befehlen. Den Mann, von dem ihm so lebhaft geträumt, hat er manchmal besucht und von ihm viele gute Lehren erhalten.

So wurde der kleine Nickel Herr und Meister über seine mächtig großen Biergelüste, worin er manchen stämmigen Halbriesen beschämt, der am Schoppen nicht vorbei kommen kann, und der Versuchung zum Trunke schmähslich unterliegt.

Die edle Juavenbrant.

Aus den Augen, aus dem Sinn! oder auch: Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen! so hieß es schon oft und heißt es öfterer noch heutzutage bei der Liebe. Das ist aber nicht die treue, wahre Liebe, die Bestand und Ausdauer hat bis in Noth und Tod hinein. Echte, rechte Liebe kann singen, ohne roth zu werden:

Seh' mir ins Herz einen Spiegel hinein,
Damit du kannst sehen, wie treu ich es mein'!

Und wo zwei verwandte Herzen vor Gott
und vor einander so sagen können, da gilt auch
dieß andere Sprüchlein:

Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön,
Als wenn zwei treue Herzen beisammen steh'n!

In diesem Sinn und auf diese Weise hatten sich im Spätjahr 1854 zwei Herzen Treue geschworen in einer kleinen Stadt des weinreichen Burgund, nämlich Viktor, ein kecker, muthiger Zuavenkorporal, und Lisette, die hübsche Tochter rechtlicher Bürgerleute, die den Viktor von früher Jugend auf kannten und schätzten. Er war mit einem kurzen Urlaub herübergekommen aus Afrika, um dann wieder zu seinem Regiment zurückzueilen, denn der Krieg gegen die Russen in der unwirthbaren Krim sollte losbrechen.

Die muntere Lisette hatte sich nicht abschrecken lassen von dem halbtürkischen Kleid und dem dichten Knebelbart ihres Liebsten, sondern hat ihm durch die hellen, freundlichen Augen ins Herz hineingeschaut, und dort wohnte auch wahre Liebe und Treue, und ihr Bund wurde vor Gott versiegelt, und was so versiegelt ist, das dauert und währet in Ewigkeit.

Aber jetzt kamen die schweren Zeiten des Kriegs. Die Zuaven mußten fort nach der fernen, bösen Krim, und der Abschied unsrer Liebenden war gar ernst und bitter. Die Soldaten konnten auch singen:

Ah Gott, wie ist der Himmel so roth,
Rosenroth und wie eine Gluth;
Das bedeutet Soldatenblut,
Ah, daß Gott erbarm!

Und doch sagten Viktor und Lisette mit dem letzten Kuß eines zum andern, und hatten's gewiß nicht verabredet: „Ich bleibe dir treu bis in den Tod!“ Und diese herzinnigen Worte trösteten Beide in dem tiefen Leid.

Vor Sebastopol, der starken russischen Festung am schwarzen Meere, ging's heiß her, obschon Hunderten Hände und Füße abgefroren sind in der grimmigen Kälte, und vielmals mußten die Zuaven an die gefährlichsten Posten und machten sich noch eine Ehre daraus. Also hieß es auch einmal an einem finstern Abend: „Dritte Kompagnie vor!“ und in dieser stand der treue Bräutigam, der seit dem Abschied vom Liebchen die Korporalschnüre mit denen des Erschanten vertauscht hatte. Die tapfern Zuaven zogen weit hinaus bis zu den äußersten Laufgräben, und noch etwas weiter auf die abgelegnen Posten.

Da lagen sie hinter Steinhausen, den Finger am Flintenhahn, lautlos horchend, und gespannt der Dinge harrend, die da kommen sollten; denn man erwartete einen russischen Besuch aus der Festung heraus.

Da, nach Mitternacht, ertönte es ferner wie Kolonnenmarsch und wie das Geräusch von fahrenden Geschützen. „Kameraden, aufgepaßt jetzt!“ rief unser Serschant seinen Leuten zu. Plötzlich krachen feindliche Schüsse, und die wackern Zuaven geben auch Feuer. Allein noch weiß Niemand recht, wo's eigentlich gilt. Jetzt blüht's und kracht's aus einer russischen Kanone. Viktor erschaut in einem Augenblick wie der Feind ungefähr steht, steigt auf den schützenden Steinhausen und gibt seinen Leuten Bericht. Da nimmt ihm eine Kugel den rechten Arm weg, und mit dem linken faßt er die Flinte sammt dem scharfen Säbelbajonnett. Rasch schon stürmen die Russen heran, und um den Steinwall dreht sich der Kampf. Der Feind dringt wüthend ein, aber eben so schnell wird er wieder vertrieben. Unser muthiger Serschant besiegt abermals den Steinhausen, um jetzt mit seinen unerschrockenen Kameraden in die Russen einzuhaufen. Seine Kräfte sinken. Er streckt die noch übrig gebliebene Hand aus, den Weg anzudeuten; da trifft eine Flintenkugel auch den linken Arm. Jetzt blüht's zum drittenmal, und eine Kanonenkugel zerschmettert ihm beide Beine; doch im Nieder-sinken hört er seine Soldaten Vivat rufen: Hoch lebe der Kaiser! und die Russen werden verjagt!

Der Morgen dämmt heran. Der verflümmelte Viktor ist unter den gewandten Händen der Aerzte, und der Brigadegeneral hat, nach erhaltenem Rapport, den tapfern Serschanten stracks zum Unter-Lieutenant ernannt. Das ist auch linderner Balsam auf die schweren Wunden.

Kaum sind Viktors Kräfte hinreichend wieder hergestellt, so wird er auf ein Dampfschiff befördert, und es geht, an Konstantinopel vorbei, dem Vaterlande zu, wo das Liebchen bald mit freudigen, bald mit bangen Ahnungen, den Erfahren ihres edeln Herzens täglich mehr als einmal ins Gebet einschließt. Hat sie doch schon so lange keinen Bericht mehr von ihm erhalten!

Der arme Unter-Lieutenant wird in das prachtvolle, kuppelüberwölbte Invalidenhotel zu Paris aufgenommen, woselbst ihm die sorgfältigste Pflege und Wartung zu Theil wird. Aber nichts kann ihm mehr die weggeschossenen Arme und Beine ersetzen.

Nun erfährt die soust so lebenslustige Lisette

durch Zeitungen das Schicksal ihres Geliebten, der aus Zartgefühl ihr keine Nachricht von sich wollte schreiben lassen. Umsonst sind alle Abhaltungen. Die treue Seele überwindet die Verdanklichkeiten der Eltern, und eilt nach Paris. Sie sieht ihren Viktor, den einst so kräftigen und gesunden Mann, unbeweglich daliegen, bleich und mit unaussprechlicher Behmuth im Auge. Das sanfte Mädchen fällt nicht in Ohnmacht; die Liebe hat ihr Muth und Stärke gegeben. Sie umklammert des Geliebten Hals, drückt heiße, zärtliche Küsse auf den bleichen Mund und ruft aus tiefstem Herzensgrunde: „Viktor, treu bis in den Tod! Ich bleibe bei Dir!“ Sie achtete nicht auf seine zärtlichen Einwendungen; ihr Entschluß ist unwiderruflich. Sie schreibt nach Hause, und auch die Eltern geben das Jawort.

Am 3. April 1855 zogen der Gouverneur des Invalidenhotels sammt glänzendem Generalstab und manch hundert alten und jungen Kriegsmännern, deren jedem ein Arm oder ein Bein oder ein Auge oder des etwas fehlte, zur Invalidenkirche, in welcher Viktors und Lisettes Trauung gefeiert werden sollte. Der einsegnende Priester konnte die Hände des Brautpaars nicht ineinander legen; aber der Herr im Himmel erfüllte dafür ihre Herzen mit kräftigem, göttlichem Trost.

Und nach der Einsegnung trat, in reicher Uniform, ein Adjutant des Kaisers Napoleon zum Altar und überreichte dem Bräutigam, im Namen seines Gebieters, das Kreuz der Ehrenlegion, und der Braut näherte sich, unter manchen Thränen, eine Ehrendame der Kaiserin mit einem reichen Geschenke zur Erinnerung. Der Gouverneur aber wischte sich die Augen und manch bärtiger, narbenvoller Krieger weinte hell auf, und mehr als Einer sagte hernach, man wisse nicht, wer einem näher ans Herz gehe, der arme, verflümmelte Unter-Lieutenant oder die treue Braut, die ihren Schwur heilig gehalten und erfüllt hat sonder Zagen und Wanzen. Es thut wohl in innerster Seele, denken zu können, daß die reine, wahre, echte Liebe, die nicht kalt und herzlos überlegt und berechnet, und nur den eigenen Vortheil sucht, noch nicht völlig ausgestorben ist auf Erden.

Ein getreues Herz zu wissen,
Hat des höchsten Scharzes Preis;
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Kleinod weiß;
Mir ist wohl bei höchstem Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz.

Die allgemeine Weltausstellung zu Paris im Jahr 1867.

(Mit einer großen Abbildung.)

Während der Sommermonate des Jahres 1867 herrschte zu Paris, der prachtvollen und glänzenden Hauptstadt am Strande der Seine, ein noch weit stärkeres Regen und Fluthen und Menschengetümmel als sonst, denn die allgemeine Weltausstellung auf dem weiten Marsfeld, in der Nähe des Invalidendoms, lockte die neugierigen Besucher herbei von allen Orten und Enden der gebildeten Länder. Für 1868 bringt der Vöte seinen geneigten Lesern ein getreues Bild des großartigen Gebäudes, in welchem die Ausstellung der von nah und fern hergesandten, merkwürdigen Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbefleißes und des Ackerbaus zu schauen war. Von Ost und West, von Süd und Nord, aus den entlegensten, durch unermessliche Meere von Frankreich getrennten Gegenden, kamen die Produkte des menschlichen Schaffens und Treibens zahllos herbei, und alle fanden Raum in der riesigen, mit Wimpeln und Fahnen geschmückten Herberge und breiteten das Licht aus vor den Blicken der wogenden und stannenden Menge. Am 1. April eröffnete Frankreichs Kaiser feierlich die Ausstellung.

Zu London, der an der Themse gelegenen Hauptstadt Englands, wurde im Jahr 1851 die erste große Weltausstellung veranstaltet, in dem eigens dazu erbauten Krystall-Palast, und im Kalender für 1852 hat der Vöte davon erzählt. Sodann, es war im Jahr 1855, ward in Paris die zweite veranstaltet, allein die dritte, eben die von welcher wir reden, übertraf ihre Vorgängerinnen bei Weitem an Reichthum und Pracht und Herrlichkeit, denn man hatte vier Jahre Zeit sich darauf vorzubereiten. Am 22. Juni 1863 schon erließ Kaiser Napoleon III ein Dekret, durch welches diese Ausstellung der ganzen Welt weit und breit angekündigt wurde. Sie sollte vollständiger und allgemeiner werden, aber auch ein schönes Stück Geld kosten, das man auf zwanzig Millionen Franken berechnete, zu denen die französische Staatskasse und die Stadt Paris mitammen zwölf Millionen lieferten, und eine öffentliche Subscription schaffte die andern acht Millionen herbei. Eine kaiserliche Commission, aus sechzig Mitgliedern bestehend, wurde ernannt, welcher der Prinz Napoleon, unsers Kaisers Vetter, als Präsident vorstand. Dieser Commission lag es ob, Alles zu besorgen einzufädeln und zu leiten, was wahrlich

geringe und leichte Aufgabe mag gewesen sein. Nach langen Besprechungen wurde beschloffen, daß der Ausstellungs-Palast auf dem Marsfeld, französisch: Champ-de-Mars, erbaut werden sollte, das nicht mehr und nicht weniger als 460,000 Quadrat-Meter einnimmt, oder sechs- und vierzig Hektars Land, Raum genug um eine ganze Stadt darauf zu gründen. Da für den eigentlichen Palast nur 146,000 Quadrat-Meter Flächenraum nöthig waren, so wurde der übrige Theil des Marsfeldes zu einem herrlichen Lustpark benützt, mit Bergen und Felsen, Bächlein und Wasserfällen und kleinen Seen, der allgemeine Bewunderung erregte, und zu den äußeren Nebenbauten, die, gleichsam wie durch den Zauberschlag einer Wünschelruth, aus der Erde emporwuchsen, und Kunde gaben auf welche Art und Weise die verschiedenen Gebäude fremder Länder errichtet werden.

Wie's der geneigte Leser auf dem großen Bilde des Kalenders leicht sehen kann, hatte der Ausstellungs-Palast eine ovale oder länglich runde Form. Er war in sechzehn gleiche Theile getheilt, von denen unser Frankreich, sammt allen seinen Colonien, sieben einnahm, und die übrigen neunne fielen den verschiedenen Sendungen anderer Nationen zu: Holland und Belgien, England und Rußland, Oesterreich und Preußen und die deutschen Bundesstaaten, Dänemark und Schweden, die freie Schweiz und die freien Vereinigten-Staaten Amerikas, Spanien und Portugal, Italien und Griechenland und die schönen Morgenlande, Afrika und Indien, ja sogar China, das Himmlische Reich, und wie die Länder und Inseln alle heißen, hatten sich hier friedlich die Hand gereicht zum blutlosen, rühmlichen Wettstreit der Künste und des Gewerbefleißes.

Der Vöte hält es für überflüssig umständlich in alle Einzelheiten einzugehen und eine trockene Beschreibung der ausgestellten künstlichen und merkwürdigen Gegenstände zu machen, solches würde ja nur die lieben Leser und ihn selbst ermüden, und fast Jedermann hat wohl darüber schriftliche und mündliche Berichte gelesen oder gehört, denn mancher Elsäßer und mancher Lothringer ist mit Dampf fortgezogen nach dem belebten Paris, hat sich dort müde Füße gelaufen um Alles zu sehen und zu hören, ist gefättigt heimgekehrt mit dem schnaubenden Dampfroß in seine stillere Heimath, und hat dann das Gesehene und Gehörte wieder ausgekramt nach Herzenslust, wohl auch von dem köstlichen Straßburger, Münchner und Wiener Bier erzählt,



Die allgemeine Weltausstellung zu Paris im Jahr 1867.

das im ungeheuern Palast kredenzirt wurde von freundlichen und schmucken Dirnen, und dem lechzenden Gaumen so herrlich mundete obgleich das Schöpfelein sechs und acht Sous und mehr noch kostete. Weislich und vorsichtig hat man gehandelt, wenn man einen gutgespikten Geldbeutel mit auf die Reise genommen, denn Jedem stand es nicht frei, wie dem Kaiser von Rußland, neue silberne und goldene Hülfstruppen bei einem bekannten Banquier zu begeben. Dem bescheidenen Boten wenigstens, im letzten Rock und mit dem umgeschweiften Stiefel, wär's in dieser Hinsicht blanz ergangen, und er hätte mehrjährigen Botenlohn daran sehen können, wenn es sich theuerm Reisegeleise Gehör gegeben.

Während der Ausstellung hat's in Paris nicht an hohen und allerhöchsten Besuchern gefehlt, und Alle wurden von Frankreichs Kaiser und Kaiserin herzlich und gottesfreundlich aufgenommen und heberbergt; sogar der türkische Sultan, der Oberhaupt der Mahometaner und Moskauer, setzte das alte Vorurtheil bei Seite und begab sich mitten unter die sonst so verachteten Ungläubigen, um dem schaffenden Streben und Wirken des menschlichen Geistes seine Bewunderung zu zollen. Solches ist noch niemals früher erlebt worden. Wie aber nichts auf Erden ganz vollkommen ist, so breitete sich auch ein düsterer Schatten über die Festlichkeiten, welche den seltenen Gästen zu Ehren veranstaltet wurden. Ihr wißt es wohl Alle, liebe Leser, daß ein junger, überspannter Pöbel, Bezweck mit Namen, schuld war an diesem trüblichen, die Festfreude schmerzlich störenden Schatten, und dadurch allgemeine Entrüstung hervorrief. In den Nachmittagsstunden des sechsten Juni, es war ein Donnerstag, fuhr unser Kaiser mit dem Kaiser von Rußland und dessen beiden Söhnen in einem und demselben offenen Wagen von einer auf der Ebene von Longchamp gehaltenen großen Heerschau nach Paris zurück, welcher auch der König von Preußen und sein allbekanntester Minister, Graf von Bismarck, beigewohnt hatten. Im Boulogner Gehölz tritt Beresjowski, mit einer Pistole in der Hand, hervor aus der dichtgeschauerten Menge, zielt auf Kaiser Alexander und drückt das mörderische Gewehr los. Allein Gottes schützende Hand war ausgebreitet über den Kaiser und den beiden Jünglingen, und keiner von ihnen wurde verletzt. Ruhig und gefaßt stand Napoleon auf und sagte mit fester Stimme zu den umstehenden, bestürzten Zeugen dieser gräßlichen That: „Meine Herren, Nie-

mand ist verwundet!“ Solom wendete er sich lächelnd an seinen kaiserlichen Gast und sprach: „Sire, wir sind mit uns selbst im Feuer gewesen!“ worauf Alexander der schöne, bedeutungsvolle Antwort gab: „Mein Schicksal ruht in den Händen der Vorsehung!“

Der unheimliche und bestörte Neuchelmörder wurde augenblicklich verhaftet, und mußte mit Gewalt beschützt werden vor der empörten Volksmenge, die auf der Stelle das Wiedervergeltungsrecht an ihm ausüben wollte. Seine schlechte That läßt sich durch nichts beschönigen. Als Gast war Alexander II mit seinen Söhnen nach Paris gekommen, unbesorgt und vertrauensvoll, und auch ein Landfremder hätte das Gostrecht sollen heilig achten. Der Pariser Gerichtshof hatte nun das Urtheil zu sprechen über den jungen, verblendeten Mörder, was am 15. Juli geschah. Lebenslängliche Zwangsarbeit! so lautete der Spruch.

Noch einen andern schwarzen und betrübenden Todeschatten rief die traurige, aus dem fernen Mexiko gesandte Kunde hervor, daß der unglückliche Kaiser Maximilian, durch niederträchtigen Verrath, der Kriegsgefanaene seines listigen und unverföhnlichen Gegners Juarez geworden, welcher den unmennehtlichen Befehl gab, den armen, so beklagenswerthen jungen Habsburger zu erschießen. Am 19. Juni wurde diese barbarische Handlung vollzogen!

Mit diesen böshofen, abscheulichen Mordgeschichten ist der sonst so friedliche Pöbel ganz in Harnisch gerathen und völlig aus seinem Konzept heraufgekommene, und muß nun wieder versuchen einzulenken, das mit er schließlich zum Marsfeld und zum Ausstellungspalast zurückkehrt, dessen Herrlichkeiten zu Ende des Monats September auch ein Ende nehmen sollen, wie alles Irdische, denn ein ernstes, aber trostvolles Sprüchlein sagt: „Alles Ding währt seine Zeit; Gottes Lieb' in Ewigkeit!“

Seinen Bericht über die Weltausstellung, der, des beschränkten Raumes im Kalender wegen, nur kurz und oberflächlich ausfallen mußte, glaubt der Bote nicht besser schließen zu können, als wenn er die von Kaiser Napoleon in französischer Sprache gehaltene Rede ins Deutsche übersetzt. Diese Rede, mit der am 1. Juli die feierliche Ueberreichung der den verschiedenen Ausstellern zuerkannten Belohnungen eröffnet wurde, und welcher auch der türkische Sultan beiwohnte, ist so schön und groß gedacht, so beruhigend und Friede verheißend, daß sie wohl im Kalender auch später hinaus noch mag gele-

sen werden, als solches auf den in allen Gemeinden unsres großen Vaterlands verbreiteten Anschlagzetteln geschehen konnte.

Also, Kaiser Napoleon III hat das Wort:

„Meine Herren,

„Nach Verlauf von zwölf Jahren, theile ich zum zweiten Mal die Belohnungen aus an diejenigen welche sich am Meisten hervorgethan haben in diesen Arbeiten, durch welche die Nationen bereichert worden, und die das Leben verschönern und die Sitten mildern.“

„Glanzvoll feierten die Dichter des Alterthums die feierlichen Spiele, in denen Griechenlands verschiedene Völkerschaften um den Preis des Wettlaufs rangen. Was würden sie heute sagen, wenn sie diesen Olympischen Spielen der gesammten Welt beimobeten, in welchen alle Völker, ringend voll geistiger Kraft, zu gleicher Zeit in die unendliche Bahn des Fortschritts sich zu stürzen scheinen, einem Ideal entgegen, dem man immer näher kommt, ohne es erreichen zu können?“

„Von allen Punkten der Erde strömten um die Wette die Vertreter der Wissenschaft, der Künste und des Gewerbfleißes herbei, und man kann sagen, daß Völker und Könige gekommen sind um das Streben der Arbeit zu ehren, und, durch ihre Gegenwart, solches zu krönen mit einem Gedanken der Verehrung und des Friedens.“

„In der That, bei diesen großen Vereinen, die bloß materielle Interessen zu bezwecken scheinen, ist's immer ein sittlicher Gedanke der vom Wettstreit der Geistesbildung sich loslöst, ein Gedanke der Eintracht und der Gesittung.“

„Wenn die Nationen sich nähern, so lernen sie sich kennen und schätzen, der Haß erlischt und immer fester bekundet sich die Wahrheit, daß jedes einzelnen Landes Wohlstand zum Wohlstand aller beiträgt.“

„Die Ausstellung von 1867 kann sich mit Recht eine allgemeine nennen, denn die Elemente aller Reichthümer des Erdballs sind in ihr vereinigt. Neben den letzten Vervollkommnungen der modernen Kunst erscheinen die Erzeugnisse der frühesten Zeiten, also daß sie zugleich die Thatkraft aller Jahrhunderte und aller Nationen aufweist. Sie ist allgemein, denn zu Seiten der Wunder, welche für einige der Luxus hervorrufen, ging ihr Streben auch auf das aus, was die Bedürfnisse der Meisten erheischen. Niemals noch haben die Interessen der arbeitenden Klassen eine lebhaftere Sorgfalt erweckt.“

„Ihre sittlichen und materiellen Bedürfnisse,

die Erziehung, die Bedingungen wohlfeilen Lebensunterhalts, die fruchtbringendsten Berechnungen der Vereine, Alles dieß war der Gegenstand geduldigen Forschens und ernstlicher Untersuchung.“

„So geben denn alle Verbesserungen gleichen Schritt. Wenn die Wissenschaft, indem sie die Urstoffe sich unterwürfig macht, die Arbeit freispricht, so werden auch die Bildung und Bereicherung der Seele, durch das Bezähmen der Laster, der Vorurtheile und der niedrigen Leidenschaften, die Menschheit befreien.“

„Wünschen wir uns Glück, meine Herren, in unser Mitte die weisen Regenten und Fürsten Europas und so viele eifrige Besucher empfangen zu haben. Auch stolz dürfen wir sein, ihnen Frankreich so gezeigt zu haben wie es ist, groß, glücklich und frei.“

„Alles patriotischen Glaubens und Gefühls muß man ermanngen, um an seiner Größe zu zweifeln, vor der Klarheit die Augen schließen, um seine Wohlfahrt zu läugnen, seine Institutionen, die bisweilen sogar die Zügellosigkeit dulden, misskennen, um in ihm nicht die Freiheit zu erblicken. Die Fremden haben es würdigen können dieses einst so unruhige und seine Unruhe jenseits seiner Grenzen schleudernde Frankreich, das heute nun arbeitsam ist und ruhig, immer fruchtbar an hochberzigen Gedanken, sein Genie den verschiedenartigen Wundern aneignend, und das niemals sich entnerven und entkräften läßt durch die sinnlichen Genüsse.“

„Aufmerksame Beobachter werden es ohne Mühe errathen haben, daß, trotz der Entwicklung des Reichthums, trotz des Hinrührens zum Wohlbehagen, das nationale Gefühl in Frankreich stets bereit ist aufzuflammen, sobald sich's um Ehre und Vaterland handelt; doch diese edle Reizbarkeit soll, für die Ruhe der Welt, kein Gegenstand der Furcht sein. Mögen diejenigen, welche während einiger Augenblicke unter uns gelebt haben, eine richtige Meinung von unserm Lande mit sich heimnehmen, mögen sie überzeugt sein von den Gefühlen der Achtung und der Sympathie, die wir für fremde Nationen hegen und pflegen, und von unserm aufrichtigen Wunsche mit ihnen im Frieden zu leben.“

„Ich danke der kaiserlichen Commissionen, den Mitgliedern der Jury und der verschiedenen Comiteen für den einsichtsvollen, bei der Erfüllung ihres Auftrags entwickelten Eifer. Ich danke ihnen auch im Namen des kaiserlichen Prinzen, den ich, trotz seines jungen Alters, so glücklich gewesen, diesem großen Unternehmen anzuz-

das im ungeheuern Palast kredenzt wurde von freundlichen und schmucken Dirnen, und dem lechzenden Gaumen so herrlich mundete obgleich das Schrypplein sechs und acht Sous und mehr noch kostete. Weislich und vorsichtig hat man gehandelt, wenn man einen gutgespikten Geldbeutel mit auf die Reise genommen, denn Jedem stand es nicht frei, wie dem Kaiser von Rußland, neue silberne und goldene Hülfstruppen bei einem bekannten Banquier zu begehren. Dem bescheidenen Boten wenigstens, im schätztesten Noth und mit dem umgeschwankten Stelsfuß, wär's in dieser Hinsicht hindert ergangen, und er hätte mehrjährigen Botenlohn daran setzen können, wenn er solch theuern Reisegeleüste Gehör gegeben.

Während die Ausstellung har's in Paris nicht an hohen und allerhöchsten Frankreichs Kaiser und Kaiserin herzlich und gossfreundlich aufgenommen und beherbergt; sogar der türkische Sultan, das Oberhaupt der Mahometaner und Muselmänner, setzte das alte Vorurtheil bei Seite und begab sich mitten unter die sonst so verachteten Ungläubigen, um dem schaffenden Streben und Wirken des menschlichen Geistes seine Bewunderung zu zollen. Solches ist noch niemals früher erlebt worden. Wie aber nichts auf Erden ganz vollkommen ist, so breitete sich auch ein düsterer Schatten über die Festlichkeiten ab, welche den seltenen Gästen zu Ehren veranstaltet wurden. Ihr wißt es wohl Alle, liebe Leser, daß ein junger, überspannter Pole, Berezowski mit Namen, schuld war an diesem trüben, die Festfreude schmerzlich störenden Schatten, und dadurch allgemeine Entrüstung hervorrief. In den Nachmittagsstunden des sechsten Juni, es war ein Donnerstag, fuhr unser Kaiser mit dem Kaiser von Rußland und dessen beiden Söhnen in einem und demselben offenen Wagen von einer auf der Ebene von Longchamp gehaltenen großen Heerschau nach Paris zurück, welcher auch der König von Preußen und sein allbekanntester Minister, Graf von Bismarck, beigewohnt hatten. Im Boulogner Gehölz tritt Berezowski, mit einer Pistole in der Hand, hervor aus der dichtgeschaarten Menge; zielt auf Kaiser Alexander und drückt das mörderische Gewehr los. Allein Gottes schützende Hand war ausgebreitet über den Kaiser und den beiden Jünglingen, und keiner von ihnen wurde verletzt. Ruhig und gefaßt stand Napoleon auf und sagte mit fester Stimme zu den umstehenden, besürzten Zeugen dieser gräßlichen That: „Meine Herren, Nie-

mand ist verwundet!“ Sodann wendete er sich lächelnd an seinen kaiserlichen Gast und sprach: „Sire, wir sind miteinander im Feuer gewesen!“ worauf Alexander die schöne, bedeutungsvolle Antwort gab: „Unser Schicksal ruht in den Händen der Vorsehung!“

Der unfröhliche und behörte Meuchelmörder wurde augenblicklich verhaftet, und mußte mit Gewalt beschützt werden vor der empörten Volksmenge, die auf der Stelle das Wiedervergeltungsrecht an ihm ausüben wollte. Seine schlechte That läßt sich durch nichts beschönigen. Als Gast war Alexander II mit seinen Söhnen nach Paris gekommen, unbesorgt und vertrauensvoll, und auch ein Landfremder hätte das Gastrecht sollen heilig achten. Der Pariser Gerichtshof hatte nun das Urtheil zu sprechen über den jungen, verblendeten Mörder, was am 15. Juli geschah. Lebenslängliche Zwangsarbeit! so lautete der Spruch.

Noch einen andern schwarzen und betrübenden Todeschatten rief die traurige, aus dem fernem Mexiko gefandte Kunde hervor, daß der unglückliche Kaiser Maximilian, durch niederträchtigen Verrath, der Kriegsgefanaene seines listigen und unverföhnlichen Gegners Suarez geworden, welcher den unmenschlichen Befehl gab, den armen, so beklagenswerthen jungen Habsburger zu erschießen. Am 19. Juni wurde diese barbarische Handlung vollzogen!

Mit diesen böshafsten, abscheulichen Mordgeschichten ist der sonst so friedliche Bote ganz in Harnisch gerathen und völlig aus seinem Konzept herausgekommen, und muß nun wieder versuchen einzulernen, das mit er schließlic zum Marsfeld und zum Ausstellungs-Palast zurückkehrt, dessen Herrlichkeiten zu Ende des Monats September auch ein Ende nehmen sollen, wie alles Irdische, denn ein ernstes, aber trostvolles Sprüchlein sagt: „Alles Ding währt seine Zeit; Gottes Lieb' in Ewigkeit!“

Seinen Bericht über die Weltausstellung, der, des beschränkten Raumes im Kalender wegen, nur kurz und oberflächlich ausfallen mußte, glaubt der Bote nicht besser schließen zu können, als wenn er die von Kaiser Napoleon in französischer Sprache gehaltene Rede ins Deutsche übersetzt. Diese Rede, mit der am 1. Juli die feierliche Ueberreichung der den verschiedenen Ausstellern zuerkannten Belohnungen eröffnet wurde, und welcher auch der türkische Sultan beimohnte, ist so schön und groß gedacht, so beruhigend und Friede verheißend, daß sie wohl im Kalender auch später hinaus noch mag gele-

sen werden
meinden un
Anschlagge
Also, K

„Nach
zum zweite
jeningen we
ben in dies
nen bereid
schönern u
„Glanz
die feierlic
verschiede
Wettläufe
wenn sie
sammten
ker, ringe
in die un
stürzen sch
immer nä

„Von
die Wette
Künste un
kann sage
sind um d
durch ihr
einem Ge
denk.

„In d
die bloß
nen, ist's
Wettstreit
Gedanken

„Wen
sich kenn
immer fr
jedes ein
stand alle

„Die
Recht ein
aller Re
einigt.
der mod
der früh
Thatfra
aufweis
Wunder
ging ih
Bedürfn
noch hal
eine leb

„Th

sen werden, als solches auf den in allen Ge-
meinden unfres großen Vaterlands verbreiteten
Anschlagzetteln geschehen konnte.

Also, Kaiser Napoleon III hat das Wort :

„Meine Herren,

„Nach Verlauf von zwölf Jahren, theile ich
zum zweiten Mal die Belohnungen aus an Die-
jenigen welche sich am Meissen hervorgethan ha-
ben in diesen Arbeiten, durch welche die Natio-
nen bereichert werden, und die das Leben ver-
schönern und die Sitten mildern.

„Glanzvoll feierten die Dichter des Alterthums
die feierlichen Spiele, in denen Griechenlands
verschiedene Völkerschaften um den Preis des
Wettlaufs rangen. Was würden sie heute sagen,
wenn sie diesen Olympischen Spielen der ge-
samten Welt bewohnten, in welchen alle Völ-
ker, ringend voll geistiger Kraft, zu gleicher Zeit
in die unendliche Bahn des Fortschritts sich zu
stürzen scheinen, einem Ideal entgegen, dem man
immer näher kommt, ohne es erreichen zu können?

„Von allen Punkten der Erde strömten um
die Wette die Vertreter der Wissenschaft, der
Künste und des Gewerbfleißes herbei, und man
kann sagen, daß Völker und Könige gekommen
sind um das Streben der Arbeit zu ehren, und,
durch ihre Gegenwart, solches zu krönen mit
einem Gedanken der Veröhnung und des Frie-
dens.

„In der That, bei diesen großen Vereinen,
die bloß materielle Interessen zu bezwecken schei-
nen, ist's immer ein sittlicher Gedanken der vom
Wettstreit der Geistesbildung sich löst, ein
Gedanken der Eintracht und der Gesittung.

„Wenn die Nationen sich nähern, so lernen sie
sich kennen und schätzen, der Haß erlischt und
immer fester bekundet sich die Wahrheit, daß
jedes einzelnen Landes Wohlstand zum Wohl-
stand aller beiträgt.

„Die Ausstellung von 1867 kann sich mit
Recht eine allgemeine nennen, denn die Elemente
aller Reichthümer des Erdballs sind in ihr ver-
einigt. Neben den letzten Vervollkommnungen
der modernen Kunst erscheinen die Erzeugnisse
der frühesten Zeiten, also daß sie zugleich die
Thatkraft aller Jahrhunderte und aller Nationen
aufweist. Sie ist allgemein, denn zu Seiten der
Wunder, welche für einige der Luxus hervorrufen,
ging ihr Streben auch auf das aus, was die
Bedürfnisse der Meisten erheischen. Niemals
noch haben die Interessen der arbeitenden Klassen
eine lebhaftere Sorgfalt erweckt.

„Ihre sittlichen und materiellen Bedürfnisse,

die Erziehung, die Bedingungen wohlfeilen Le-
bensunterhalts, die fruchtbringendsten Berech-
nungen der Vereine, Alles dieß war der Gegen-
stand geduldigen Forschens und ernstlicher Un-
tersuchung.

„So geben denn alle Verbesserungen gleichen
Schritt. Wenn die Wissenschaft, indem sie die
Urstoffe sich unterwürfig macht, die Arbeit frei
spricht, so werden auch die Bildung und Bered-
lung der Seele, durch das Bezähmen der Laster,
der Borurtheile und der niedrigen Leidenschaften,
die Menschheit befreien.

„Wünschen wir uns Glück, meine Herren,
in unsrer Mitte die meisten Regenten und
Fürsten Europas und so viele eifrige Besucher
empfangen zu haben. Auch stolz dürfen wir sein,
ihnen Frankreich so gezeigt zu haben wie es ist,
groß, glücklich und frei.

„Alles patriotischen Glaubens und Gefühls
muß man ermangeln, um an seiner Größe zu
zweifeln, vor der Klarheit die Augen schließen,
um seine Wohlfahrt zu läugnen, seine Institu-
tionen, die bisweilen sogar die Zügellosigkeit
dulden, mißkennen, um in ihm nicht die Freiheit
zu erblicken. Die Fremden haben es würdigen
können dieses einst so unruhige und seine Unruhe
jenseits seiner Grenzen schleudernde Frankreich,
das heute nun arbeitsam ist und ruhig, immer
fruchtbar an hochherzigen Gedanken, sein Genie
den verschiedenartigsten Wundern aneignend,
und das niemals sich entnerven und entkräften
läßt durch die sinnlichen Genüsse.

„Aufmerksame Beobachter werden es ohne
Mühe errathen haben, daß, trotz der Entwick-
lung des Reichthums, trotz des Hinreisens zum
Wohlbehagen, das nationale Gefühl in Frank-
reich stets bereit ist aufzuflammen, sobald sich's
um Ehre und Vaterland handelt; doch diese
edle Reizbarkeit soll, für die Ruhe der Welt,
kein Gegenstand der Furcht sein. Mögen dieje-
nigen, welche während einiger Augenblicke unter
uns gelebt haben, eine richtige Meinung von
unsrem Lande mit sich heimnehmen, mögen sie
überzeugt sein von den Gefühlen der Achtung
und der Sympathie, die wir für fremde Natio-
nen hegen und pflegen, und von unsrem aufrich-
tigen Wunsche mit ihnen im Frieden zu leben.

„Ich danke der kaiserlichen Commission, den
Mitgliedern der Jury und der verschiedenen Co-
miteen für den einsichtsvollen, bei der Erfüllung
ihres Auftrags entwickelten Eifer. Ich danke
ihnen auch im Namen des kaiserlichen Prinzen,
den ich, trotz seines jungen Alters, so glücklich
gewesen, diesem großen Unternehmen anzu-

schließen, an das er die Erinnerung bewahrt.

„Die Ausstellung von 1867 wird, ich hoffe es, eine neue Epoche der Uebereinstimmung und des Fortschritts bezeichnen. Ueberzeugt, daß die Vorsehung das Streben aller Derer segnet, die, wie wir, das Gute wollen, glaube ich an den endlichen Triumph der großen Prinzipien der Moral und der Gerechtigkeit, die, indem sie alle rechtmäßige Sehnsucht befriedigen, einzig und allein können die Throne besetzen, die Völker erheben und die Menschheit veredeln.“

Also hat Frankreichs Kaiser gesprochen, und stürmischer Beifallruf der zahllosen Zuhörer unterbrach häufig seine Friede athmende Rede. Wer sollte auch die Wohlthaten des Friedens nicht den blutigen Schrecken und Verheerungen des Krieges vorziehen? Möge die großartige Weltausstellung von 1867 kräftig dazu beitragen, daß des Friedens beglückendes Band immer fester und fester um alle Völker des weiten Erdbodens sich schlinge, und daß nur ein edler Wettstreit auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Künste, des Gewerbfleißes und des Ackerbaus volle Geltung erlange! Solche rühmliche Wettstreite mögen die einzigen Kriege und Feinden sein, welche die Menschen, die alle ja Brüder und Gottes Geschöpfe sind, unter sich führen! Das walte Gott! so ruft der Dore, und mit ihm gewiß Viele, Viele noch, aus tiefstem Herzensgrund.

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht bloß für mich,
Mein Nächster ist sein Kind wie ich.

Ein Doktor sondrer Art.

Stephan Auster, der frühere Armeelieferant und nun aus Zinsen lebend ganz nach seiner Bequemlichkeit, gehörte zu den beklagenswerthen Menschen die, trotz ihres großen Reichthums, dennoch verurtheilt sind auf alle Freuden des Lebens zu verzichten. Sein sonst ganz starker und rüstiger Körper war, seit er sich in den Ruhestand begeben, von einer stillen und schleichenden Krankheit heimgesucht, die allen aus der Apotheke kommenden Pillen und Tränklein hartnäckigen Widerstand leistete. Bleich, elend und lebensmüde hochte und duselte der reiche Herr Auster auf seinem weichen, sammetnen Lehnstuhle, ärgerte sich grimmig über jedes Geräusch,

verwünschte giftig jede unverschämte Fliege die nicht von ihm lassen wollte, und wenn seine Grillen den höchsten Grad erreicht hatten, so vermaledeite er sogar sich selbst, nebst Weib, Kind, Magd und Hund und Kage, und werrerte über die Ungeschicklichkeit seines rheueren Kochs, der ihm nichts gut und schmachhaft genug liefern konnte, und über den widerlichen Weigeschmack der kostbarsten und feinsten Weine, die er von allen Orten und Enden herkommen ließ. Aber einen ganz besondern Haß hatte der Herr Auster auf die Aerzte geworfen, denn schon seit Jahren doktorten bereits sechs derselben an ihm herum, ohne daß des Kranken jämmerlicher Zustand sich verbesserte. Durch seine Griesgrammlichkeit hatte er Alle, die mit ihm in Verkehr standen, zur Verzweiflung gebracht.

Eines Tages saß nun der Herr Auster in seinem gepolsterten Sorgenstuhle und zankte mit sich selbst und mit der halben Welt, da meldete der Diener mit geziemendem Respekt einen Bauersmann an, der früher, bei seinen Lieferungsgeschäften, ihm hilfreiche Hand geleistet und später in einem nahgelegenen Dorfe sich als Viehhändler ansäßig gemacht hatte. Der ferngesunde, kräftige Michel kam in der Absicht in die Stadt, den vormaligen Lieferanten um ein Gelddarlehen anzusprechen, verlor jedoch allen Muth und alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs beim betrübenden Anblick der Jammergestalt des reichen Herrn.

„Bist du's, Michel?“ fragte der Kranke mit schwacher Stimme. „Gelt, vor drei Jahren war ich ein anderer Kauz? Bekam ich nur einmal wieder gehörigen Appetit! Aber so ist's, die hochweisen Herren Doktoren können mir den nicht verschaffen. Du lieber Himmel! mein armer Magen ist in einem erbärmlichen Zustand, sogar den Champagnerwein und die feinsten Speisen verdaut er nicht mehr! Von Herzen gern wollt' ich tausend Thaler drum geben, wenn ich wieder einmal so rechten Hunger hätte!“

Michel spitzte die Ohren bei dieser Jeremiade, und die blanken tausend Thaler blinkten und winkten ihm versüßend von ferne. Er war ein Pffiffikus und hatte drum bald seinen Plan entworfen.

„Mein bester Herr Auster,“ fing er an, „als Mitglied der Leipziger Gesellschaft für Naturheilkunde versteh' ich mich ein Bißchen auf's Doktern, und manches Stück Vieh hab' ich schon in unserm Dorfe kurirt. Wenn's Ihnen recht ist, will ich's versuchen die tausend Thaler zu verdienen, aber die Kur muß dabei in mei-

ner Wohnung stattfinden, und zwar so, daß allen meinen Anordnungen und Vorschriften unbedingt die strengste Folge geleistet wird. In acht Tagen sollen Sie, das verspreche ich Ihnen, die Gesundheit selber sein. Aber Sie müssen mich ganz schalten und walten lassen nach meinem Gurdanken!“

„Du mein lieber Goldmichel, süßer Herzensmichel!“ rief Herr Auster in froher Hoffnung; „heute noch, wenn du mich willst, fahr ich mit dir heim! du sollst einen folgamen Patienten an mir haben, das verspreche ich dir!“

Er klingelte dem Diener und befahl die Kutsche zu rufen, und bald ging's fort nach Michels freundlich gelegenen Dorfe.

Raum hatte am folgenden Morgen die Sonne sich am Himmel erhoben, da kam der Doktor Michel schon an des Kranken nicht eben sehr weiches Bett und zog ihm die Decke weg.

„He, Michel, was soll das heißen?“ krächzte der verblüffte Herr Auster; „bist du toll und verrückt?“

„Es gilt bloß einen kleinen Morgen Spaziergang!“ meinte Michel ganz ruhig; „Sie glauben gar nicht, bester Herr Auster, was der für eine herrliche Wirkung hervorbringt!“ Mit diesen Worten und mit kräftiger Faust zog er den Kranken aus dem Bette, und setzte gebieterisch hinzu: „Jetzt rasch in den Schlafrock geschlüpft und in die Pantoffeln; die Mehlsuppe wartet auf Sie!“

„Was da? Mehlsuppe? Fehlgeschossen! ich trinke Kaffee!“ ereiferte sich Herr Auster.

„Kaffee? der ist Gift für Sie!“ warnte Michel. „Da wird nichts gereicht! Ein gutes warmes Süppchen müssen Sie verspeisen, das hilft auf die Beine! Zudem hab ich Ihre Stiefel unter Schloß und Kiegel gebracht, damit Sie mir nicht desertiren können.“

Mir nichts, dir nichts, zerrte Michel seinen Patienten, der wie ein Rohrspatz schimpfte und wetterte, zur Thür hinaus in den Garten. Erst nach einer viertelstündigen Bewegung führte er ihn dann zu einem von Bäumen beschatteten Tischchen, auf das die Hausfrau soeben eine Schüssel voll Suppe gestellt hatte. Noch ganz verdutzt und verbattert aß Herr Auster einige Löffel voll von dieser einfachen Speise, und wunderte sich höchlichst, daß sie gar nicht so schlecht und übel schmeckte, wie er gemeint. Trotz seiner lauten und heftigen Widerrede, faste Michel drauf seinen Patienten abermals am Arme, und ein zweiter Spaziergang begann, nach welchem er den keuchenden und ächzenden Mann an das

Tischchen zurückführte, auf dem, neben einem Glase köstlicher Milch, ein kleiner Paß Zeitungen lag, in denen er zum Zeitvertreib las.

Ein schmachafter Kartoffelbrei wurde zum Mittagessen aufgetragen und Abends der Tisch mit Milch, Semmeln und gebackenen Eiern besetzt. Alles Widerreden und alle Drohungen des Herrn Auster halfen nichts, er befand sich gänzlich in Michels kräftiger Hand, und der schleppte ihn, trotz der Pantoffeln, im Garten, Feld und Wald herum, daß es eine Art hatte, und verabreichte ihm nur wenig und dabei die allereinfachsten Speisen.

Am achten Tage nach seiner Ankunft im Dorfe, war der ehemalige Krächzer ein völlig umgewandelter Mensch und verspürte regelmäßig einen wahren Wolfshunger. Sein Gang wurde rüstig und straff, sein Gesicht verlor die krankhafte Blässe, und dringend bat er den Michel ihm doch mehr zu essen zu geben.

„Schauen's, Herr Auster, jetzt sind Sie völlig kurirt,“ lobte Michel, „und werden ein kerngesunder Mann bleiben, wohlverstanden, so lange Sie den Magen nicht wieder durch fremde, würzige Weine und durch kochkünstlerisches Gesalbad verzerben. Nun bekommen Sie, mein Bestier, Ihre Stiefel wieder, denn die Arbeit, die ich mit Ihnen vorhatte, ist glücklich, zu beiderseitiger Zufriedenheit, an ihr Ende gelangt.“

Die Stiefel wurden aus dem verschlossenen Schrank geholt, und während Herr Auster sie anzog, sagte er lächelnd und zufrieden: „Michel, du bist ein durchtriebener, pfliffiger Schelm, aber dein gezwungenes Traktament hat Wunder an mir bewirkt. Ich fühle mich baumstark. Du brauchst meinen Wagen nicht kommen zu lassen, denn ich will zu Fuß in die Stadt zurückgehen. Morgen aber kommst du zu mir und holst deine tausend Thaler, du Wunderdoktor!“ Und dabei blieb's!

Wunderbare Rettung.

(Mit einer Abbildung.)

Des Boten sorgenlose Knabenjahre fielen in eine gar erste, kriegerische und vielbewegte Zeit, da der alte Napoleon, Frankreichs großer Kaiser, seine schlachterproben Heere von einem Siege zum andern führte, welche die Welt in Staunen und Bewunderung versetzten. An Truppenmärschen durch Straßburg, des Boten lieber Vaterstadt, fehlte es dozumal nicht; die sogenannte „Soldatenkammer“ im elterlichen Hause stand selten nur lange leer, und der muntere

Knabe hatte seine Herzensfreude an den wettergebräunten, härtigen Kriegsmännern, die gewöhnlich freundlich und wohlwollend mit ihm waren, ihn ihre mörderischen Waffen betasten ließen und ihm auch von ihrem Kommissbrod zu kosten gaben, das dem jugendlichen Gaumen köstlicher mundete als das feinste Weißbrod. Wenn Freunde und bekannte Nachbarn den Vater besuchten, so war meistens die Rede von den neuesten Kriegsnachrichten, und der Knabe war ganz Ohr und malte sich dann in Gedanken das gefährliche Treiben der sieghaften Kriegerleute mit den lebhaftesten Farben aus. Unter der damaligen Knabenwelt herrschte ein gar kriegerischer Geist; sie scharten sich in der Nachbarschaft zusammen mit hölzernen Flinten und Säbeln, bildeten kleine Armeen, die ihre Generale und Offiziere hatten, und lieferten dann auf ihren Lummelplätzen blutlose Schlachten. Mehr wie einmal half der Vote, der aber in jener Zeit noch nicht im Entferntesten an „Seisenbuckel“ ersürmen, die hohe Schanze welche sich auf dem Wall, zwischen dem Kronenburger und dem Weißenthurm-Thor, erhebt, und auf der das dreifarbige Siegesfähnlein jubelnd aufgepflanzt wurde.

Die Einleitung zu dem was der Vote seinen geneigten Lesern eigentlich erzählen will, wäre nun geschrieben. Das Jahr 1815 war schon zur Hälfte vorüber und die feste Stadt Straßburg hatte binnen kurzer Zeit zwei Blokaden getrozt, die dem alternden Voten noch ganz gut gedanken. Ja, vom hohen Thurme der Alt-Sankt-Peter-Kirche herab, sah er sogar die Schlacht mit an, welche in den Nachmittagsstunden des 28. Juni 1815 in der Hausberger Ebene, bis gegen Susselweyersheim hin, zwischen den Franzosen und den verbündeten Deutschen entbrannte. Der tapfere General Rapp befehligte das kleine französische Heer, und der Kronprinz Wilhelm von Württemberg die an Zahl weit überlegene deutsche Armee. Und am folgenden Tage stand das Dorf Susselweyersheim in hellen, lichten Flammen! Der Kronprinz hatte es in Brand stecken lassen, weil einigen seiner Bürger vorgeworfen wurde, sie hätten aus den Fenstern und Dachlücken heraus auf die durchziehenden Württemberger geschossen.

Nach Abschluß des Friedens und eingetretener Ruhe, kehrte mancher Soldat wieder in die längst verlassene Heimath zurück, und da wurde gar viel erzählt von den abenteuerlichen Kriegsfahrten in aller Herren und Potentaten Länder.

Auch ein lieber Verwandter des Voten, der gute Better Jonathan, hatte seinen Abschied erhalten und war heimgeehrt ins gemüthliche, langentbehrte Familienleben. Als ihm das Loos zum Soldatenstande gefallen, wurde Jonathan, als geschickter Zeugschmied, zu einer Kompagnie der Militär-Arbeiter oder Duvriers berufen, die in Friedenszeiten in den Werkstätten der Zeughäuser zu schaffen haben, aber dann im Kriege theilweise den Artillerie-Regimentern beigegeben werden, und an den Feldessen, mit Blasebalg und Amboss, die nothwendigen Ausbesserungsarbeiten besorgen müssen.

Better Jonathan hatte, von 1808 bis 1813, den blutigen und, in mehr denn einer Hinsicht, gefährlichen und doch fruchtlosen Krieg in Spanien mitgemacht, dem schönen Lande jenseits der Pyrenäen, zu dessen König Napoleons Bruder, Joseph, gleich anfangs ernannt worden. Aber nur mit Sträuben beugten sich die stolzen Spanier unter das Joch der verhassten Fremdherrschaft, und englische Heere wurden zu ihrer Befreiung herbeigerufen, also daß die siege-wohnten Franzosen vollauf zu thun hatten und eine Schlacht um die andere geliefert werden mußte. An Hin- und Herzügen auf der fruchtbaren spanischen Halbinsel fehlte es unsern tapfern Soldaten nicht, und eben von einem dieser Züge erzählte Better Jonathan eine Begebenheit, in der er auf wunderbare Weise vom Tode errettet worden.

Zur Verfolgung der Engländer, welche ihren Rückzug nach Coruna, wo sie ihre Transportschiffe erwarteten, angetreten hatten, brach Kaiser Napoleon selbst, am 20. Christmonat 1808, an der Spitze seines Heeres, von Madrid, Spaniens schöner Hauptstadt, auf, und setzte den Engländern in Eilmärschen nach. Unser junger Landsmann saß ruhig und wohlgemuth auf seiner mit vier Pferden bespannten Feldschmiede; er war einer Artillerie-Batterie beigegeben worden, um etwaigen Schaden gleich wieder auszubessern. Im nächsten Städtchen sollte das Nachtlager bezogen werden, und Alle freuten sich schon auf die willkommene Ruhe. Da wurde, als es bereits dunkelte, der Befehl bekannt gemacht, daß man auch während der unheimlichen Nacht, die keines Menschen Freund ist, den raschen Zug fortsetzen müsse, um keine Zeit zu verlieren. Nach kurzem Halt wurde wieder aufgebrochen, und aufwärts ging's, dem Rücken des weit sich hindehnenden Gebirges zu, das man zu übersteigen hatte, um in die herrliche Ebene zu gelangen, in der die Stadt Aranjuez

liegt, von den Wellen des Lajo freundlich umfließen. Mühsam wurde die Berghöhe erreicht und minder beschwerlich rückte der Zug nun voran, obwohl auf unbekanntem und ziemlich ungebahntem Wege. Die Nacht war dunkel; düstere Regenwolken verdeckten den Himmel, und weder Mond noch Sterne erhellten die Fahrt der in graufiger Stille dahinziehenden Krieger.

Wie schon gesagt, Better Jonathan brauchte sich keine müden Füße zu laufen; bequem und gemüthlich saß er im blauen Caputrock auf dem Wagen neben seiner Feldschmiede, gedachte seiner fernem Lieben in der Vaterstadt und sandte für sie und für sich ein stilles Nachtgebet zu Gottes Thron empor, denn er hatte einen gar frommen und kindlichen Sinn und war aufgewachsen unter der Zucht und Ermahnung christlicher Eltern, deren herzlichsten Lehren er auch im Soldatenstande treu geblieben. Frömmigkeit schadet selbst dem Kriegsmanne nichts und nimmt ihm nichts von dem so nöthigen Muth; ja, man kann sagen, sie bewirkt just das Gegentheil.

Durch das Schaukeln und Rütteln des Wagens angegriffen, verspürte der einsam Dastehende eine fast unwiderstehliche Lust zum Einschlafen; vor diesem aber wollte er sich ernstlich hüten, denn er wußte ja nicht, was während des Schlafes vorfallen konnte. Wie wär's, denkt er, wenn ich eine kleine Herzstärkung zu mir nähme? Es fehlte ihm nicht an Proviant, denn das Kästchen hinten auf dem Wagen, zunächst der Feueresse, war mit Brod und kaltem Braten reichlich gespickt, auch hatte er den ledernen, in Spanien üblichen Weinschlauch gefüllt neben dem Vorrathskästchen liegen, und er meinte, einige Schlücke des feurigen, süßlichen Nebenfastes werden ihm wohl bekommen und erfreuliche Wärme verleihen in der trüben, kalten Dezembarnacht.

Gedacht, gethan. Better Jonathan steigt behutsam vom Wagen herab, zieht den Schlüssel zum Kästchen aus der Tasche, öffnet solches, und hat eben Fleisch und Brod herausgenommen, als der die beiden Vorderpferde lenkende Trosssoldat einen Mark und Bein durchdringenden Angststrich ausstößt und Roß' und Reiter und Wagen hinunterstürzen in einen tiefen, gähnenden Abgrund und spurlos verschwinden!

(Siehe die gegenüber stehende Abbildung.)

Des Weges unkundig, und halb in Schlaf versunken, waren die beiden Pferdelenker etwas zu viel rechts gefahren, von der Straße abgetommen und hatten in der Dunkelheit den Abgrund nicht gewahrt, der sich drohend vor ihnen

öffnete, und auf dessen emporstarrendem, zackigem Felsgestein sie einen ruhmlosen Tod fanden! Wäre der Schmied nur Eine Minute länger auf dem Wagen geblieben, so hätte er das gräßliche Schicksal getheilt!

„Allmächtiger Gott, erbarme Dich!“ rief der auf so wunderbare Weise von einem sichern Untergang Errettete, „die Unglücklichen sind verloren!“ und starrt mitleidig hinab in den unheimlichen Schlund, aus dem kein Lebenszeichen mehr herausschallt.

Gleich aber ist er wieder bedacht und gefasster, und um weiteres Unglück zu verhüten, bleibt er an dem gefährlichen Platze stehen und warnt ernstlich die nachkommenden Schaaren, sich ja nicht auf diese Seite zu wenden. Erst als der Nachtrab der Heeresabtheilung anrückte, verließ er seinen Posten, und zog dann tiefergriffen weiter, still und innig dem treuen Vater im Himmel dankend, der ihn gnädig behütet und bewahrt hatte in großer Noth und Gefahr!

Und der Herr der Heerschaaren deckte den guten, biedern Jonathan auch ferner mit Seinem sichern Schilde gegen jeglichen Unfall. Nach vieljährigem Kriegsleben in die liebe Vaterstadt heimgekehrt, gründete er sich seine eigene Werkstatt und seinen häuslichen Heerd, wurde ein glücklicher Gatte und Vater, und der wackere, schlichte Bürger erfreute sich der Achtung und der Liebe Aller die ihn kannten.

Etwas über den Rebbaun.

(Gabe einer Freundin.)

Lieber Bruder,

Du fragst mich, was du mit unserm Rebstück im „Weinbaum“ anfangen sollst. Du meinst, es sollte neu gesetzt werden, aber es graut dir vor der Ausgabe, und besonders davor, daß wir etliche Jahre keinen Ertrag haben werden. Mein Meinung wäre nun auch, wir machten sobald als möglich ein Neugesetz. Ist's doch schon ein schöne Zeit her, daß unser Großvater das Stück angelegt, und was hilft am Ende Pflanzung und Mist, wenn's mit den Säckchen aus ist? Da Geld welches wir da hinein stecken, ist ein gut angelegtes Kapital, wenn es auch keine Zinsen trägt während etlicher Jahre. Deswegen geb' ich von Herzen gern meinen Antheil dazu.

Nur übereile nichts; laß allem seine Zeit Bedenke, wenn man Neben setzt, so ist's für lange, und da darf man nicht knausern und nicht knickern. — Weil du gesonnen bist, nächstes Jah



Wunderbare Rettung.

deine Scheune umzubauen und deinen Stall zu vergrößern, so laß ja den Schutt nicht verloren gehen; dieses Kalkgeröhr ist der beste Dung in einen schweren Boden wie unser „Weinbaum.“ Ueberdecke gleich nach Herbst das Rebstück damit und laß es umhacken; im Frühjahr säe dann Esparsette, und wir erhalten von dem Boden einen eben so reichen Ertrag als den Herbst von den lebensmüden Reben. Kaufe noch eine Kuh, und wir brauchen den Mist bei den jungen Reben nicht zu sparen. Daß der Esparsetten-Klee wenigstens drei Jahre bleiben muß, das weißt du. Nach Verlauf dieser Zeit magst du die Rigollen machen lassen, nur weit genug auseinander, so daß jeder Stock vom andern 1 Meter 20 Centimeter bis anderthalb Meter zu stehen kommt. Glaub' ja nicht, daß unser Rebstück auf diese Weise weniger trägt. Ganz im Gegentheil. Ein Weinstock, der Lust und Licht hat, trägt doppelt; auch kann sich so das Wurzelwerk besser ausbreiten und sein Geschäft verrichten im Boden. Bedenke dann noch, daß du an fünfund-siebzig Stücken ein ganzes Viertel weniger Arbeit hast, als an hundert; daß du ein Viertel Rebstecken sparst, ohne das Band zu rechnen, so wirst du einsehen, daß solche Art zu setzen unendlich vortheilhafter ist als die altmodische, wo man so viele Würzlinge in den Boden steckte als es nur anging, und noch dazu in die Kreuz und Quere, also daß man seine liebe Noth und Müh' hat durch ein solches Stück zu kommen. Die Rebstücke mit geraden Reihen und Linien, in denen man von einem Ende zum andern sieht, durch die freien Furchen, das sind die Adeligen; die andern sehen daneben aus wie geplätzte Laub-tücher.

Mache den Uberschlag der Kosten, lieber Bruder, und zähle darauf, daß ich mit Freuden meinen Antheil bezahle.

Herzlich grüßt dich dein treuer Bruder.

Reichenweiher, im März 1867.

F. J. C.

Die Kindergeige.

Ein deutscher Doktor und Professor der Theologie hielt seinen lieben Studenten einst eine recht erbauliche Vorlesung über die wunderbaren Führungen Gottes im Leben des Menschen. Mit warmen, lebendigen Worten, wie's seine Art und Weise gewöhnlich war, erzählte er, im Laufe des Vortrags, seinen Zuhörern wie folgt: Wissen Sie, meine Herren, was mich zum

Doktor der Gottesgelehrsamkeit gemacht hat? Sie werden vielleicht lachen, wenn ich's Ihnen sage, aber es ist und bleibt die reine Wahrheit. Unserm Gott und Herrn ist es ein Geringes, durch viel oder durch wenig zu helfen. Bei mir war's . . . eine kleine Geige!

Ich lebte als Kind in meinem Geburtsdorf bei Berlin; mein Vater war ein armer Landmann, hielt mich aber dennoch zum regelmäßigen Besuch der Schule an. Musik zog mich schon damals, obwohl ich noch ein kleiner Knabe war, sehr an, und nach langem Bitten hatte sich mein Vater bewegen lassen, mir eine kleine Geige zu kaufen, wenn gleich diese ungewöhnliche Aus-gabe für ihn eine große Aufopferung war. So-bald ich nun eine freie Stunde hatte, spielte ich auf meiner Violine und freute mich herzlich, so oft es mir gelang, einen Choralgesang, den ich in der Schule gelernt hatte, mit derselben zu begleiten. In der sangreichen Frühlingszeit suchte ich mir einen schönen Platz in dem benachbarten Wäldchen aus, und während die Vögel auf den Aesten der Bäume um mich her ein Lied anstimmten zum Lobe unsres Gottes, ließ ich auch meine kleine Geige ertönen und sang ein erbau-lich Lied dazu.

Als ich nun an einem Nachmittage wieder einmal so meinem Vergnügen nachgegangen war, lustwandelte auch der Pfarrer des Dorfes in dem stillen, kühlen Wäldchen. Er hörte die leisen Klänge meiner Violine, suchte denselben auf die Spur zu kommen und unvermuthet stand er vor mir. „Du bist's also, mein Lieber,“ sprach er, „der hier so fleißig spielt und singt? Du hast mir dadurch eine große Freude bereitet!“

Auf diese Weise war ich dem Pfarrer genauer bekannt geworden. Er ließ mich kurz darauf zu sich rufen, und da er dachte, daß ich vielleicht zum Studiren taugen würde, so fing er an, mir Unterricht in der lateinischen Sprache zu geben. Das war denn die erste Veranlassung dazu, daß ich nun ein Doktor der Gottesgelehrtheit bin. Meine kleine Geige hab ich immer sehr sorgfältig aufgehoben, doch heut ist sie fast zersprungen und zerstückelt, denn mein munterer Enkel hat sie in die Hände bekommen und ist eben nicht sehr sauber und glimpflich mit ihr umgesprungen, da er nicht wußte, was sie dem Großvater gilt. —“

Also sprach der alte, gelehrte Mann und war tief bewegt, denn er hatte bei seiner Gelehrsamkeit es noch nicht verlernt, Gottes wunderbare Fügungen im Menschenleben mit hoher Andacht zu preisen.

An einen Esel.

(Freundesgabe.)

In dem traulich-stillen Thale
Weilt dein heit'rer Sinn,
Eilest froh zum Lieblingsmahle,
Zu den Döskeln hin.
Harmlos schwinde' da dein Leben
In Zutrüdenheit;
Sanfter Sinn ist dir gegeben,
Edle Duldsamkeit!
Schwebest nicht in Dunsregionen:
Deine Phantasie
Schweifet gern in niedern Zonen,
Schwingst zu hoch dich nie.
Eingebent stets deiner Würde,
Ist Bescheidenheit
Deines guten Herzens Herde,
Dich erfaßt kein Neid!
Nur zum Dulden, nur zum Tragen
Bist du freundlich da;
Widerspruch kann Jeder wagen,
Du sagst dennoch: Ja!
Ja, ertönt's mit lautem Schalle,
Ja, mit Seelenruf!
Aber, sag' mir, sind auch alle
Esel so wie du?

Weise Vorsicht.

„He, Nachbar!“ ruft der Hans, „was kommt denn Euch ein, daß Ihr da den Kuhfladen, mir nichts, dir nichts, auf Euern Misthaufen werfet? Der lag ja in der Grenzscheide, und drum hab ich auch mein Recht daran; daß Ihr's nur wißt!“
„Das hab ich juchement gleich gesehen,“ gibt der Michel ganz trocken zur Antwort, „und drum den Fladen weggenommen, sonst hätte noch Streit und Zank darüber entstehen können, da Ihr mir ohnedieß nicht gar hold seid.“

Werth der Aufklärung.

(Freundesgabe.)

I kann jetzt meh als Brod nurr esse!
Aufklärung w'ert rächt myn Huus,
Guet kann i d'Prossa-Verbal lese
Un weiß wenn ich ersöhne mueß.
Les selbst, menu d' Husfich zue m'r kumme,
Un wenn m'r Alles würd genomme,
Bin ich nit, wyl i lese kann,
Am End e-n-uffgeklärter Mann?

Sonderbares Verbot.

Der aufgeweckte, und in der Dorfschule recht fleißige Philipp, kam mit seinem Vater an einem

Freitag zum ersten Mal nach Straßburg zu Marke, und hatte halt in der großen Stadt gar viel Neues zu sehen und zu hören. Da der Junge fertig deutsch und französisch lesen konnte, so brauchte er nicht zu buchstabiren, um die mancherlei Schilder und Inschriften zu entziffern, die ihm auch etwas ganz Neues waren. Eine nur machte dem Philippchen etwas Kopfbrechens, deren Sinn er gar nicht spiz kriegen konnte. Er las nämlich an der Mauer eines Hauses: „Bei Polizeistrafe ist es verboten, hier das Wasser abzuschlagen.“ Er similirte hin und her, und sagte dann zu seinem Vater, der eben einen Bekannten angetroffen und sich mit ihm unterhielt: „Aber, Vater, da steht einmal etwas recht Kurioses! Wenn uns jetzt Einer hier Wasser anbietet, und wir just nicht Durst haben und es abschlagen, so werden wir von der Polizei gestraft?“ „Es gibt doch ganz sonderbare Verbote in Straßburg, die wir bei uns daheim gar nicht kennen!“

Wie ein Hungeriger sich sein Abendessen verschafft.

Ein herumziehender Musikant kam eines Abends mit seiner Geige müde und hungrig in die Schenke eines kleinen Städtchens. Es war Jahrmarkt und alle Tische mit Gästen besetzt. Er bestellte sich wohl ein Abendessen, wartete auch geduldig während einer langen Stunde, allein vergebens; er konnte, da die Birthsleute über Hals und Kopf zu thun hatten, nichts erlangen, und sein hungeriger Magen wurde immer unzufriedener.

Da bringt eben die Magd einen prächtigen, saftigen Braten herein, der unserm armen Musikus gewaltig in die Augen sichts und appetitlich in die Nase riecht, aber für etliche Herren bestimmt ist, — es sind Kaufleute und gute Kunden, — die am andern Ende der Stube beieinander stehen und eifrig von ihren Handelsgeschäften diskuriren. Die Magd stellt den verführerischen Braten auf den gerade unbefetzten Tisch der Kaufherren, die in ihrem Eifer immer fortplaudern und nicht groß um sich schauen. Da kommt dem Fiedler eine Kriegsglist in den Sinn.

Unbemerkt macht er die dünnste Saite von seiner Geige los, zieht eine Scheere aus der Tasche, schneidet die Saite in kleine Stücklein und bestreut damit, ohne daß die Kaufleute etwas merken, den herrlichen Braten. Dann stellt er sich wieder ganz ruhig abseits und harret der Dinge die da kommen sollen. Groß ist das Er-

staunen und der Ekel der Eßlustigen, die nun ausgeplaudert haben und sich zu Tische setzen, als sie, blos beim oberflächlichen Betrachten des Bratens, denselben über und über mit weißen Würmchen, wie sie meinen, bedeckt finden. Zornig rufen sie den Wirth herbei, machen ihm die bittersten Vorwürfe, daß er seine besten Kunden so miserabel bediene, und heißen ihn die wurmbedeckte Speise schnell fortschaffen, damit ihnen nicht aller Appetit vergehe.

Das war's was der hungrige Musikant beabsichtigt hatte. Lächelnd trat er herbei und bat freundlich den verlegenen Wirth, ihm den Braten zu verabreichen, da er gräßlichen Hunger, aber nicht den geringsten Widerwillen verspüre. Diesem kam das Begehren ganz erwünscht, und der arme, abgemattete Fiedler hatte seiner zerschnittenen Geigenfalte ein wohlschmeckendes und überaus billiges Nachtessen zu verdanken.

Schlimmer Prophetenlohn.

Ein alter, ehrlicher Bauersmann, der noch ziemlich starken Glauben hegte an die Wetterprophezeiungen der Kalenderschreiber, die doch leider gar oft schon Lügen gestraft worden, hatte sich eben, es war zur Weihnachtszeit, einen neuen Kalender gekauft, und war wunderförmig zu wissen, was für Wetter es künftigen Sommer zum Heumachen und zur Ernte geben werde. Er ging drum an's Fenster, setzte die Klammbrille auf die Nase und suchte die Monate Juni und Juli auf. Da hatte der gutmüthige Bote das Wetter gerade so günstig als möglich machen wollen, und immer: Schön, Schön, hingesezt; weil jedoch der Alte das Lesen nicht mehr recht los hatte, so brachte er, mitsammt dem Nasenquetscher, nichts als Schö'n, Schö'n, heraus, und erbooste sich gewaltig über den armen Hinkenden. „Du sollst im Eßtrug versauern, du kinniger Kerl!“ rief er voll Zorn und Eifer; „willst gar Schnee zur Erntezeit! Das geht über's Hohnenlied!“ Und der beklagenswerthe Stelzfuß wurde voll Ingrim in den gutgeheilten Rachelofen gesteckt, mit den Worten: „Da hast du deinen Lohn! Sieh nun zu wie du Schnee bekommst!“

Treffende Antwort.

Der Dichter Holberg begegnete auf der Straße einem jungen, eiteln Stutzer, der, statt auszuweichen, trogig vor ihm stehen bleibt, ihm frech ins Gesicht schaut und sagt: „Ich gehe keinem

Narren aus dem Weg! —“ „Aber ich thu's!“ erwidert schnell bedacht der kluge Dichter, und tritt auf die Seite.

Die Herren und Frau Basen.

(Freundesgabe.)

Was brummt dort so dumpf und so düster daher,
Das Gesicht in unheimlichen Falten?
Sind's Ungethüm' aus dem wogenden Meer?
Vielleicht gar Gespenster-Gestalten?
Schau lest nur hin, und du siehest klar
Die leidige Herrn- und Frau Basen-Schaar.

Es blüht in der Stille das häusliche Glück;
Am traulichen Heerd wohnt der Frieden!
Doch wer umdüstert den liebenden Blick,
Dem Frohsinn allein ist beschieden?
Wer? fragst du so traurig: Es ist fürwahr
Die leidige Herrn- und Frau Basen-Schaar.

Die Ruhe, sie wohnt in dem freundlichen Kreis,
Wo froh sich die Herzen gefunden,
Wo Freundschaft das Schiffslein der Lebensreis'
Mit lieblichen Kränzen umwunden!
Wer will sie zerstören? Es ist fürwahr
Die leidige Herrn- und Frau Basen-Schaar.

Wenn gern sich das Herz zu dem Herzen neigt
Und sich der Gedanken entleibet,
Die treue Brust ihn bewahret und schweiget
Und Herzergerguß nicht entweihet;
Wer forscht ihn heraus? Es ist fürwahr
Die leidige Herrn- und Frau Basen-Schaar.

Wer ist's, der zum heimlichen Heerde sich drängt
Und gierig Alles durchspäheth,
Voll Schmähsucht den heitern Himmel umhängt
Und Unkraut zum Weizen oft säet?
Wer anders mag's sein? Es ist fürwahr
Die leidige Herrn- und Frau Basen-Schaar.

Doch, bist du ihr Freund, wach großes Heil!
Du wirst in den Himmel gehoben!
Doch, wird dir ihr geifernder Unmuth zu Theil,
Bist stracks in die Hölle geschoben!
Wer sind denn die höllischen Richter? Fürwahr,
Die leidige Herrn- und Frau Basen-Schaar!

Ein Aber ist dabei.

Landgraf Friedrich von Hessen hatte gehört, der Rothweiler Pfarrer sei ein Geistesfeger. Als ihn nun eines Tages sein Spazierritt durch das Dorf führte und er den Pfarrer am Fenster erblickte, lenkte er das Pferd zu ihm hin und fragte ziemlich ernsthaft: „Man hat mir erzählt, Herr Pfarrer, Sie könnten Geister citiren; ist das wirklich wahr? —“ „Ganz recht, Euer Durchlaucht,“ antwortete lächelnd der Seelenhirt, „citiren kann ich sie wohl, aber sie kommen nicht.“

So war's nicht gemeint.

Schwere Gewitterwolken waren im Anzug und arge Schloßen zu befürchten, die, leider, oft größern Schaden anrichten als den, welchen der Glaser so gern wieder gut macht. Der Bauer hantierte mit dem Gefinde draußen auf den Aekern und die Meisterin hütete das Haus mit einer der Mägde. Immer näher rückte das Gewitter; die Blitze stammten, der Donner rollte, der Wind brausete, und schon schlugen dicke Regentropfen und kleine Hagelkörner an das breite, der Straße zugekehrte Fenster, das mit einem Laden verschlossen werden konnte.

„Lauf schnell hinaus und mach' den Laden los,“ sagte die Bäuerin zum Bärbel, „sonst gibt's Strücker!“ Das Bärbel aber verstand den Befehl falsch, meinte, der Laden könnte zertrüm-

mert werden, eilte daher stracks hinaus, hob denselben mit großer Anstrengung aus den Angeln und trug ihn bedächtig unter den Schuppen im Hofe, während die Frau die Fenster in der Oberstufe vermauerte. Wenige Augenblicke noch, und die gewichtigen Schloßen stürmten gegen die unbefügten Fensterscheiben und fielen mit sammt den Gläserchen hinein in die Stube. An einem solchen Ausgange, oder vielmehr Eingang, hatte das unbesonnene Bärbel in seinem Eifer nicht gedacht.

Auflösung der Räthselnüsse.

„uogē ' uogē ' IA — 'uz 'uz
'uz 'A — 'uuoē 'uuoē 'uuoē 'uuoē 'uuoē 'AI
— 'uēē 'uēē . III — 'uēē 'II — 'uogēēē 'I

Tafel zur Stellung der Uhren im Schalt-Jahr 1868.

(Zeigt die Sonnenuhr Mittag an, so müssen die mechanischen Uhren um so viel Minuten vor oder nach gerichtet werden als diese Tabelle hier angibt).

Datum.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Oktober.	Nov.	Dezemb.
	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.	St. M.
1	12 4	12 14	12 13	12 4	11 57	11 58	12 4	12 6	12 0	11 50	11 44	11 49
6	12 6	12 14	12 11	12 2	11 56	11 58	12 4	12 6	11 58	11 48	11 44	11 51
11	12 8	12 15	12 10	12 1	11 56	11 59	12 5	12 5	11 56	11 47	11 44	11 54
16	12 10	12 14	12 9	12 0	11 56	12 0	12 6	12 4	11 55	11 46	11 45	11 56
21	12 11	12 14	12 7	11 58	11 56	12 1	12 6	12 3	11 53	11 45	11 46	11 59
26	12 13	12 13	12 6	11 58	11 57	12 3	12 6	12 2	11 51	11 44	11 48	12 1
31	12 14	—	12 4	—	11 57	—	12 6	12 0	—	11 44	—	12 3

Stammtafel der Kaiserlichen Familie in Frankreich und Alter anderer Regenten.

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1853, mit
 Eugenie von Montijo, Gräfin von Thèba, geboren 1826, Kaiserin der Franzosen. Aus dieser Ehe:
 Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geboren zu Paris den 16. März 1856.
 Prinz Napoleon, geboren 1822, vermählt den 30. Januar 1859, mit
 Clotilde, Prinzessin von Savinien, geboren 1843.
 Aus dieser Ehe:
 Napoleon Victor Jerome Friedrich, geboren zu Paris den 18. Juli 1862.
 Napoleon Ludwig Joseph Jerome, geboren zu Paris den 47. Juli 1864.
 Prinzessin Mathilde, geb. 1820.

Viktoria I, Königin von Großbritannien. 48
 Alexander II, Kaiser von Rußland 49
 Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen 37
 Wilhelm I, König von Preußen 71
 Abdul Aziz, türkischer Kaiser 38
 Isabella II, Königin von Spanien 37
 Don Ludwig I, König von Portugal 30
 Viktor Emanuel II, König von Italien. 46
 Karl XV, König von Schweden 42
 Christian IX, König von Dänemark 49
 Wilhelm III, König von Holland 60
 Leopold II, König der Belgier 32
 Georg I, König von Griechenland 22
 Ludwig II, König von Bayern 22
 Johann, König von Sachsen. 63
 Karl I, König von Württemberg 44
 Pius IX, Pabst 75
 Friedrich, Großherzog von Baden 41
 Ludewig, Großherzog von Hessen 62